Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

„Man muß die historischen Wahrheiten gemeinnützig machen, damit die Geschichtslügen gefahrlos und die Geister aufgeklärt werden."

Zweiter Band.

3. Deutschlands Hort.
4. Die mährischen Hühner.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Deutschlands Hort.

Die mährischen Hühner.

Historische Novellen

über

Friedrich II. von Preußen und seine Zeit.

Von

Conrad von Bolanden.

Mainz,

Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

III.

Deutschlands Hort.

Graf Boskay.

Schrecken und Verwirrung herrschte zu Wien.

Friedrichs II. Degenknopf hatte an ein altes, zerfallendes Gebäude geschlagen. Dieses Gebäude war die österreichische Monarchie.

Maria Theresia's Vater, Carl VI., liebte die Kunst. Er hielt Maler, Bildhauer, Baumeister, Sänger, Sängerinnen, und alle diese Künstler verschlangen bedeutende Summen. Dagegen vernachläßigte Carl VI. das Heer und das Finanzwesen. Bei seinem Tode lagen nur hunderttausend Gulden in der Staatskasse. Das Heer betrug kaum hundertzwanzigtausend Mann. Dieses Heer war auf der ungeheuren Fläche des Reiches zerstreut. Es sollte die Grenzlande, Italien, den Rhein, die Niederlande gegen lauernde Feinde vertheidigen und die rebellischen Ungarn bändigen. Und selbst dieses verhältnißmäßig winzige Heer wurde vernachläßigt. — Aber es blühten der Luxus und die

Verschwendung am Hofe. Ein ganzes Heer hungriger Beamten und geldgieriger Diplomaten schöpfte aus den Quellen des Staatseinkommens. Die größten Mißbräuche waren eingerissen, und die lächerlichsten Titel mußten das Recht zu Betrügereien und Verschwendungen leihen.

Ein Beispiel.

Die Kellerrechnungen forderten täglich sechs Maß Wein für jede Hofdame, — für die verwittwete Kaiserin Amalie jeden Tag zwölf Maß Ungarwein zum Schlaftrunke, — für die kaiserlichen Papageien jährlich zwei Fässer kostbaren Tokaier zum Einweichen des Brodes, und fünfzehn Eimer Wein zum Baden des Gefieders.

Noch kostspieliger als die Papagaien waren die Hofschranzen und Lakaien, und noch unersättlicher als diese, die Beamten.

Für Spielereien und Thorheiten floß das Gold in Strömen, für das Heerwesen und eine gesunde Staatswirthschaft fanden sich keine Mittel, und auch keine Köpfe zur Heilung dieser kläglichen Zustände.

Oberster Staatslenker war Graf Sinzendorf, ein alter Mann, arbeitsscheu, entmuthigt, genußsüchtig. An diesen reihte sich Graf Gundacker von Stahremberg, — etwas besser als der erste, nicht ohne Scharf-

sinn und Thätigkeit. Aber es fehlte ihm alle Kühnheit und jene Manneskraft, welche ungünstige Verhältnisse durch Ausdauer überwindet. Er sah das Verderben und ging ihm zu Leibe durch — Sarkasmen. Der dritte Minister, Graf Königsegg, sprach ganz ausgezeichnet französisch, englisch, italienisch, spanisch, er vereinigte mit seiner Sprachkenntniß eine sehr feine Bildung, er sah den Staatswagen dem Abgrunde entgegenrollen, — und der sprachkundige feine Hofmann zuckte bedauernd die Achseln.

Dem Volke war die verzweifelte Lage des Staates nicht unbekannt. Es sah schwere Wetter am politischen Horizonte emporsteigen. Es wußte, daß die hinstürzende Monarchie die Wetter nicht bestehen könne, und daß Friedrichs II. Einfall in Schlesien nur der Vorbote eines allgemeinen Sturmes gegen Oesterreich sei.

Daher Schrecken und Bestürzung bei der Kunde von Neippergs Niederlage bei Mollwitz.

Das Volk blickte hilfesuchend empor zu den regierenden Kreisen. Was konnte es erwarten von dem alten trägen Sinzendorf, von dem sarkastischen Stahremberg, von dem sprachenkundigen Königsegg?

Auf dem Throne saß Maria Theresia, in der Blüthe der Jugend, die Schönste ihres Jahrhunderts,

— von dem besten Willen beseelt, aber unerfahren, — voll Geist und Kraft, aber gehemmt durch das Herkommen und gehindert durch die Trägheit und Rathlosigkeit der Minister.

Aber das Genie ersetzt alle Erfahrungen. Für das Genie gibt es keine Fesseln, keine Hindernisse, die stark und groß genug wären, seine Bahn zu hemmen. Maria Theresia begann, von dem Staatskörper die Zöpfe wegzuschneiden und die blutsaugenden Vampyre zu entfernen. Ein unbarmherziger Federstrich ihrer schönen Hand vernichtete die ganze brillante Kellerrechnung, gab den Papagaien die Freiheit und zerstreute das Heer von Lakaien und Hofschranzen. Die Hofburg erlitt eine vollständige Umgestaltung. Die dreiundzwanzigjährige Königin hatte keinen Sinn für das Ueberflüssige, sondern nur für das Nothwendige und Nützliche. Den Sängern und Sängerinnen, den Schauspielern und Tänzerinnen erging es nicht besser, als den Papagaien. Allenthalben begegnete man Verabschiedeten und Mißvergnügten. Der ganze Hof wurde reformirt, die Verschwendung vom Throne gestürzt und die Sparsamkeit erhoben. Ganz Wien wiederhallte von Lärm und Geschrei über diesen unerhörten Staatsstreich, — Maria Theresia blieb taub gegen den Lärm.

Ihre scharfe Scheere beschränkte sich aber nicht auf die Beschneidung des verschwenderischen Hoflebens, sie schnitt durch alle Schichten des Beamtenthums. Die Zahl der Verabschiedeten und Mißvergnügten mehrte sich in erschreckender Weise; denn auch in den Beamtenkreisen hatte die Königin nur Sinn für das Nothwendige und Nützliche. Sogar die Minister blieben nicht verschont. Die Trägheit, den Sarkasmus und die Unfähigkeit wußte Maria nicht zu gebrauchen. Sie schob die Herren bei Seite und ergriff selbst die Zügel der Regierung. Das Erstaunen wurde allgemein. Nicht blos Bürger und Beamte, sondern auch Straßenfeger und Wasserträger schüttelten verwundert die Köpfe. Sie konnten diese unerhörte Kühnheit, diese Willensstärke und diese Thatkraft weder mit den dreiundzwanzig Jahren, noch mit dem Geschlechte Maria Theresia's vereinigen. Die Bewunderer des glänzenden Gestirnes am nächtlichen Himmel des achtzehnten Jahrhunderts wußten nicht, daß zuweilen das Genie auch in Frauengestalt auf die Erde niedersteigt.

Nicht minder glänzte die schöne Königin durch seltene Frömmigkeit und Sittenreinheit. Der Hof wurde genöthigt, den Ausschweifungen zu entsagen. Religiöser Ernst kam in Achtung, die Lebensweise mußte sich religiösen Grundsätzen unterwerfen.

Das kraftvolle Eingreifen der jugendlichen Fürstin in die lahme, alte und abgelebte Staatsmaschinerie erweckte ihr nicht blos Bewunderer, sondern auch gefährliche Feinde. Zu diesen gehörte der Oberst von Kaub.

Dieser norddeutsche Edelmann war im österreichischen Heere allmählig zum Obristen emporgestiegen. Seinem Ehrgeize genügte jener militärische Rang nicht. Als seine Ansprüche unberücksichtigt blieben, und er über Zurücksetzung klagen zu müssen glaubte, erfaßte ihn ein tiefer Groll gegen die Regierung. Kaub schmiedete Rachepläne. — Friedrich II. stand siegreich in Schlesien. Diesem wollte er seine Dienste anbieten. Der racheдurstige Mann sah ein, daß Friedrich II. seine Kenntniß des österreichischen Heerwesens verwerthen konnte. Er beschloß seinen Austritt aus dem Heere, und fand zugleich, daß von allen Gegnern des Kaiserstaates der unversöhnlichste, Friedrich von Preußen, ihm die günstigsten Aussichten biete. Während er noch die Uniform Oesterreichs trug, fragte er bei dem Könige an. Die Antwort rechtfertigte seine Erwartungen.

Kaub war kein bloßer Verräther. Seine Rachsucht machte ihn noch elender und verabscheuungswürdiger. Er wollte sich gegen jenes Land verkaufen,

das ihm bisher Ehren und ein sorgenfreies Leben geboten. Aber das genügte seiner Rachsucht nicht. Er berechnete, wie er die ohnehin schon verwirrten und kläglichen Verhältnisse dieses Landes noch mehr verwirren, und nach Kräften noch trauriger gestalten könne. Er knüpfte mit allen unzufriedenen und der Regierung feindseligen Elementen Verbindungen an. Zu diesen gehörten die Ungarn. Jenes stolze, seit vielen Jahren mit der kaiserlichen Regierung grollende Volk, hatte Abgeordnete nach Wien geschickt, um von Maria Theresia die endliche Gewährung zuständiger Freiheiten zu erlangen. Zu diesen Abgeordneten gehörte Graf Boskay, ein junger Mann, und ganz von dem Uebermuthe ungarischer Magnaten erfüllt. Kaub hatte wiederholt Besprechungen mit ihm.

„Thuen Sie keinen übereilten Schritt,“ sagte er dem Grafen. „Bei der gegenwärtigen Lage Oesterreichs, ist der Zweck Ihrer Reise überflüssig, sogar schädlich. Sehen Sie, eine allgemeine Verschwörung der Cabinette gegen Oesterreich ist in der Bildung begriffen, — sogar theilweise schon vollzogen. Ich will etwas aus der Schule schwatzen,“ fügte er in geheimnißvollem Tone bei. „Frankreich, Preußen, Bayern, und andere deutschen Staaten stehen auf dem Sprunge, die österreichischen Länder unter sich zu

vertheilen. Friedrichs Einfall in Schlesien ist das Vorspiel. Ungarn muß diesen günstigen Augenblick klug benützen. Es darf, durch Erlangung längst ersehnter Freiheiten, keine Verbindlichkeiten gegen die Regierung eingehen, — es muß sich vielmehr von Oesterreich vollständig losreißen und zu einem selbstständigen Staate emancipiren."

Durch ähnliche Einflüsterungen hatte er den Grafen von dem Vollzuge seines Reisezweckes abgehalten.

Kaub erwartete den Magnaten in seiner Wohnung. Sie hatten einen Spazierritt verabredet, welchen der racheglühende Parteigänger Friedrichs abermals für seine Plane zu benützen gedachte. Ungarns Erhebung in diesem Augenblicke war, nach Kaubs Ansicht, für Oesterreich der Todesstoß.

Unruhig, jeden Augenblick horchend, schritt er in seinem Zimmer hin und her, die Reitgerte in der Rechten und die Linke in eine Tasche des reichbetreßten Oberrockes geschoben, den er bis an den Hals zugeknöpft trug. Sein langer Haarzopf endigte in einem seidenen Bande von hochrother Farbe, und die hellrothen Haare stiegen über der Stirne zu einer mäßigen Frisur empor. Kaubs Gesicht machte nicht entfernt Ansprüche auf männliche Schönheit. In den unregelmäßigen Zügen spielte es wie List und Ver-

schlagenheit, und von dem rachеglühenden Heerde seines Herzens schlugen die Flammen seines Hasses bis in den Ausdruck der Gesichtsmuskeln herein. Aber Kühnheit und Entschlossenheit durften dem Manne nicht abgesprochen werden. Das Gepräge dieser Eigenschaften lag zu deutlich in seinem Wesen ausgedrückt.

Ein Bedienter meldete den Hofrath Doctor Habersack. Ueber Kaubs Gesicht flog es wie Mißbehagen, und auf seinen Lippen schwebte bereits die Absage. Da besann er sich.

„Er komme!" warf er kurz hin.

Unter vielen Bücklingen, den dreieckigen Hut in der Hand, eine mächtige Perrücke auf dem Kopfe, trat ein alter, gebeugter Mann herein.

„Aber ich incommodire doch nicht, Eure Gnaden?" sagte der Hofrath entschuldigend, als er Kaubs Anzug bemerkte.

„Für den Augenblick nicht, Herr Doctor! Ich habe mit dem Grafen Boskay einen Spazierritt verabredet. Bis zur Ankunft des Magnaten ist mir der Herr Hofrath, wie immer, eine angenehme Gesellschaft."

„Graf Boskay, — Graf Boskay," — sagte Habersack, indem er den Zeigefinger sinnend an die Nase legte, — „ein bedeutungsvoller Name! Anno 1604 gab dieses erlauchte Geschlecht in Sigismundo Boskay

dem Lande Siebenbürgen einen Fürsten. Die ungarische Linie trägt die corona comitum, wodurch jedoch selbstverständlich den virtutibus Hungariae comitum kein Abtrag imputirt werden kann."

Und daran schloß sich eine lange gelehrte Abhandlung über das Geschlecht der Boskay, welche der Obrist mit vieler Theilnahmslosigkeit anhörte.

„Ich bewundere Ihr Gedächtniß, Herr Doctor," lobte Kaub, nachdem Habersack endlich zum Schlusse gekommen. „Die Entwickelung der Genealogie und historischen Stellung der Boskay lehrt mich, ein besonderes Gewicht auf das Glück zu legen, welches mir die Ehre gab, einen Sprößling jenes berühmten Geschlechtes kennen zu lernen."

„Concedo, Eure Gnaden, concedo!" nickte der Doctor beifällig. „Es gibt in historia Hungariae keine motio animarum, an welcher die Boskay nicht participirt hätten. Wahrscheinlich, — man darf es wohl inter duos oculos aussprechen," — und er sah den Oberst pfiffig an, „ist die Gegenwart Ihres hochstehenden Freundes zu Wien nicht sine causis in politicis."

„Wüßte doch nicht," antwortete Kaub unbefangen. „Graf Boskay ist, so viel mir bekannt, nur zu seinem Vergnügen hier."

Er wurde durch Boskay's Eintritt unterbrochen.

Doctor Habersack machte seinen tiefsten Knix vor dem Grafen. Dann blieb sein Auge unwillkürlich an der stattlichen Gestalt hängen, die, sechs Fuß hoch, in blühender Manneskraft, voll magnatischen Selbstbewußtseins vor ihm aufgerichtet stand.

Kaum gibt es einen lebhafteren Gegensatz, als das offene, freimüthige Gesicht des Grafen, neben den listigen, tückischen Zügen des Obristen. Schön war Boskay nicht, — wenn man unter männlicher Schönheit feingeschnittene und zarte Gesichtszüge versteht. Der Mund war etwas breit, die Nase stark und leicht gekrümmt, die Stirne hoch und gewölbt, die Augen groß, flammend und scharf. Das Haar trug er, der herrschenden Sitte entgegen, welche lange Zöpfe an das Hinterhaupt hing, kurz geschnitten. An den Handgelenken schimmerten, dem Geschmacke seines Volkes gemäß, goldene Ketten. Er sprach vorzüglich deutsch und zwar sehr laut, — eine Art, die alle freimüthigen, offenen Naturen zu theilen pflegen. Die reiche und malerische Tracht ungarischer Magnaten kleidete den jugendlichen Grafen sehr schön. Das Gepräge von großem Selbstbewußtsein und das Vertrauen auf persönliche Fähigkeiten, verliehen seinem Wesen einen

Ernst, der bei jungen Männern von zweiundzwanzig Jahren selten getroffen wird.

Kaub hatte den Hofrath vorgestellt. Des Grafen leichtes, aber freundliches Kopfnicken veranlaßte Habersack zu wiederholten Bücklingen.

„Der Herr Doctor hatte eben die Güte," sagte Kaub, „mir ein bedeutendes Stück Geschichte Ihres Landes vorzutragen. Zugleich erfuhr ich aus dem gelehrten Munde des Herrn Hofrathes, welch' eine hervorragende Rolle das berühmte Geschlecht der Boskay in der Geschichte Ungarns spielt."

Kaubs kleine Augen funkelten hiebei wie Schlangenaugen, und man konnte seine Absicht errathen, einen scharfen Stachel in den Ehrgeiz des jungen Mannes drücken zu wollen.

„Man fühlt sich gerade nicht schmeichelhaft berührt," sagte der Magnat, „durch die Erinnerung, einem thatkräftigen Geschlechte anzugehören, wenn man selber noch nichts gethan, als fechten, reiten, jagen und reisen. Nach meiner Ansicht verleihen nur persönliche Verdienste dem Manne einen Werth, — nicht aber der Zufall, einem berühmten Geschlechte anzugehören."

Der Hofrath machte eine tiefe Verbeugung, wo-

durch er seine lobende Uebereinstimmung mit des Grafen Ansicht ausdrücken wollte.

Boskay blickte einige Sekunden schweigend nieder, dann hob er das Auge zu dem Hofrathe empor.

„Sie sind jedenfalls mit meiner vaterländischen Geschichte genau vertraut, und werden bestätigen, daß Ungarn Gründe hat, unzufrieden zu sein. Von alten Rechten und Freiheiten ist ihm nichts geblieben, als der Name, — die Erinnerung. Haben wir doch gegenwärtig nicht einmal einen Palatinus regni. Maria Theresia regiert so selbstständig über Ungarn, wie über jene Länder, denen sie keine Wahlcapitulation zu beschwören hatte."

Der Hofrath geberdete sich verlegen und hüstelte einige Male.

„Die königliche Hoheit und Gewalt," sagte er, „ist allerdings durch die Wahlcapitulation und die Reichsgrundgesetze beschränkt. Diese beruhen vornämlich auf den decretis regis Stephani primi, regis Andreae secundi, Ladislai Posthumi und den neueren Reichsschlüssen."

„Alles nur auf dem Papiere, mein lieber Herr Hofrath," sagte Boskay in etwas scharfer Betonung. „Aber ich sehe nicht ein, was ein ganzes Volk dem

Könige verpflichten kann, wenn der König selbst keine Verpflichtungen hält."

Doctor Habersack machte große Augen.

„Unsere Majestät und Königin," sagte er, „hat sicher den besten Willen für Ungarn. Aber Excellenz wird einsehen, daß oft der beste Wille auf unüberwindliche Hindernisse stößt."

„In vorliegendem Falle sehe ich das nicht ein. Wer kann Maria Theresia hindern, Ungarns beschworene Rechte zurückzustellen?"

„Der usus, Excellenz, der usus, — das Herkommen, — das Regierungssystem! Mein Gott, Maria Theresia hat nur eine Kleinigkeit, das Hofleben, reformirt, — und welcher Lärm ist darüber entstanden? Was für ein Tumult müßte sich erheben, wenn Maria die langjährige Verwaltung eines ganzen Landes umgestalten wollte?"

„Freilich," entgegnete Boskay, „ein solcher Staatsstreich erfordert einen Mann, — und zwar einen ganzen Mann; Maria Theresia ist aber nur ein Weib."

„Aber ein großartiges, seltenes Weib!" ergänzte Habersack. „Oesterreichs Verlegenheiten sind gegenwärtig ohne Zahl. Nach meiner Ansicht, wird kein Mann von Edelmuth die Bedrängnisse unserer hochherzigen Königin vermehren, in einer Zeit, wo Tücke,

Gewalt und Habgier sich gegen Recht und Besitz verschworen zu haben scheinen."

Der Graf zuckte die Achseln. Die Unterhaltung wurde abgebrochen.

So schnell es die alten Beine vermochten, eilte Habersack durch die Straßen und verschwand in dem Hause des Herrn von Bartenstein, um diesen Staatsmann augenblicklich von der Rebellion in Kenntniß zu setzen, die sich in Ungarn vorbereitete.

Boskay ritt an des Obristen Seite durch die Stadt. Zwei Bedienten folgten in geringer Entfernung. Die Leute in den Straßen betrachteten auf dem herrlichen Pferde den stattlichen Mann in der malerischen Tracht. Viele blieben stehen, sie sahen ihm nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Der Oberst aber mit dem unschönen Wuchse, mit den Rattenaugen, mit den rothen Haaren und dem zugeknöpften Rocke, schien nur an des Magnaten Seite zu reiten, damit dem Gemälde der Schatten nicht fehle.

Wien lag bereits eine gute Strecke hinter ihnen. Der Graf hatte noch kein Wort gesprochen. Offenbar bewegte ihn etwas. Sein Gesicht war sehr ernst, und seine Augen leuchteten zuweilen hell auf. Kaub redete von gleichgültigen Dingen, und bereits suchte er nach einem schicklichen Uebergange, zur Bearbeitung des Grafen

für seine verrätherischen und staatsgefährlichen Plane. Er hatte gerade den Uebergang gefunden, als Boskay plötzlich, durch einen Schenkeldruck, sein Pferd quer über die Straße stellte, so daß er den Offizier bequem, ohne Kopfbewegung, ansehen konnte. Kaub zog verwundert die Zügel an. Des Grafen Blick traf fest und forschend den seinigen.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Oberst, aus welchen Gründen hielten Sie uns bisher vom Hofe zurück?"

Das Erstaunen Kaubs wurde in Folge dieser Frage noch größer, und als er in die eigenthümlich flammenden Augen des Magnaten sah, fröstelte es ihn etwas an.

„Habe ich denn nicht jedesmal Eurer Excellenz die Gründe angegeben?" fragte er entgegen, und zwar im verbindlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand.

„Gründe allerdings, die einen stolzen Nacken oder einen jungen Hitzkopf bereden können," entgegnete Boskay ernst. „Sie sprachen von der Gewißheit, daß Maria Theresia Ungarns Forderung abweisen werde, und daran knüpften Sie eine für uns aus dieser Abweisung folgernde Demüthigung."

„Und Sie, Herr Graf, werden meine Ansicht durch die Behauptung des alten Hofrathes bestätigt gefun-

den haben. Maria kann nicht, beim besten Willen! Sie kann und darf, ohne eine Empörung vom Ministertische, bis hinab in die Kanzlei hervorzurufen, die Ketten Ungarns nicht brechen, welche das Herkommen geschmiedet hat. — Aber dies war nicht mein einziger Grund."

„Wahr, — Sie sprachen von der Möglichkeit der Gewährung, — und hieran knüpften Sie die Verbindlichkeiten Ungarns für Oesterreich, in einer Zeit, die man nicht zur Eingehung neuer Verbindlichkeiten, nicht zur Festigung der Bande, sondern vielmehr zur völligen Losreißung von dem Hause Habsburg benützen solle. — Das sind Ihre Gründe, Herr Oberst!"

„Nun ja, — und ich glaube, stichhaltige Gründe!"

„Sonst hatten Sie keine? Offen gestanden, — sonst keine?"

Kaub hielt des Grafen forschenden Blick nicht aus; er sah über das Feld hin.

„Im Augenblicke wäre mir kein weiterer Grund gegenwärtig," sagte er ausweichend.

„Haben Sie nicht berechnet, Herr Oberst, die großartige Persönlichkeit der Königin von Ungarn dürfte Eindruck auf die Postulanten machen? Haben Sie nicht vermuthet, eine Frau, welche der Schöpfer

mit der höchsten Vollendung körperlicher Schönheit ausgestattet, — eine Frau, deren Geist eben so groß ist, wie ihr Unglück, — eine Frau, welche hilflos und von mächtigen Feinden in ihrem Erbe bedroht ist, dürfte die Grafen Bath und Boskay als gewonnene Freunde zurückschicken?"

„An dies Alles habe ich in Wahrheit nicht gedacht, Excellenz! Und jetzt bin ich im höchsten Grade erstaunt, wie Sie auf solche Gedanken kommen."

„Das will ich Ihnen erklären," versetzte der Magnat, indem er das Pferd weiter gehen ließ. „„Kein Mann von Edelsinn wird die Bedrängnisse unserer hochherzigen Königin in dieser gefahrvollen Zeit vermehren,"" — so hat jener gepuderte Doctor gesagt. Wenn nun jenes alte Rad einer hinfälligen Staatsmaschine so denkt und fühlt, darf man von jungen Männern eine mindere Hochschätzung des Edelsinnes, eine größere Theilnahmslosigkeit für das Unglück einer schwer bedrängten Königin erwarten? Ich versichere Sie, dieser alte Hofrath beschämt tief meinen Egoismus."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Graf, und möchte nur bemerken, daß Gemüthserregungen mit der Politik nichts zu schaffen haben dürfen. Fest steht nur, daß für Ungarn der Augenblick gekommen, sein

Recht zu erzwingen, und daß jeder wahrhafte Patriot diesen günstigen Augenblick benützen muß."

Boskay erwiederte nichts. — Er ritt eine Strecke schweigend an Kaubs Seite. Sodann lenkte er das Gespräch auf die Pferdezucht, ein Lieblingsgegenstand des Grafen, worin er bedeutende Kenntnisse und Erfahrungen besaß.

Auf der Landstraße fuhr ihnen ein Wagen entgegen, mit einem Pferde bespannt. Die Ladung des Wagens waren Steine. Der Fuhrmann, ein alter, kleiner Bauer, schlug beinahe fortwährend auf das abgemagerte Pferd, um es zur steten Aufbietung aller Kräfte zu nöthigen. Das Pferd war ein Bild des Jammers, des Hungerleidens und des Elendes. Allenthalben standen die Knochen an dem dürren Leibe weit hervor, und die Rippen konnte man durch die abgeschundene Haut genau zählen. Das beklagenswerthe Thier hing den Kopf tief herab, aus dem Munde troff ein zäher, sich in die Länge ziehender Schleim. Stöhnend und keuchend wankte es vorwärts, bei jedem Tritte schlotterten seine Kniee. Man glaubte, es müsse jeden Augenblick zusammenbrechen. Die Hiebe und Streiche seines Peinigers brachten keine lebhaftere Bewegung in seinen trägen, matten Gang, und wenn des Mannes

Peitschenstock die Rippen traf, gab der Bauch einen hohlen Ton.

Hinten am Wagen war ein zweites Pferd angebunden, dem ersten in allen Theilen der Hinfälligkeit ähnlich.

Als der Wagen einige Schritte von den Reitern entfernt war, blieb das gequälte Pferd stehen, wankte und brach zusammen. Der Fuhrmann schlug ingrimmig auf das Thier los, um es zum Aufstehen zu treiben. Dasselbe zeigte auch den besten Willen: es hob den langen, dürren Hals, setzte das Fußwerk in Bewegung, und brachte es zum Aufrichten des vorderen Leibes, — dann stürzte es wieder zusammen.

Graf Boskay hielt zur Stelle, in hohem Grade entrüstet über das Schauspiel. Es gährte und kochte in dem jungen Manne. Bei jedem Hiebe des Fuhrmannes wurden seine Augen größer und seine Blicke zorniger.

„Willst Du einhalten, verfluchter Kerl!" donnerte er den Bauern an. „Du gefühlloser Mensch, ist es nicht schändlich, ein elendes, halbverhungertes Thier dermaßen zu mißhandeln?"

Der Bauer hielt mit dem Schlagen ein, sah verwundert zu dem zürnenden Reiter empor, und auf

sein hartes Gesicht trat ein spöttisches, boshaftes Lachen.

„Was geht das Euch an?“ sagte er. „Der Gaul ist mein, — wenn ich ihn schlage, habt Ihr nicht das Recht, mich deßhalb zu schimpfen,“ — und neuerdings schlug er, in verstärktem Maße, auf das arme Thier los.

Der Graf verlor alle Fassung, der Zorn übermannte ihn. Wüthend sprang er vom Pferde, entriß dem Bauer die Peitsche, packte ihn mit starker Hand beim Kragen, legte ihn über das gestürzte Pferd und schlug aus allen Kräften, in ungezählten Streichen, auf ihn los. Dies Alles geschah mit unglaublicher Schnelligkeit, bevor Kaub, der nicht wußte, sollte er über den sonderbaren Vorfall sich ärgern oder lachen, Zeit fand, den grimmen Magnaten von der Gewaltthat abzuhalten.

Langsam erhob sich der Bauer. Er sprach kein Wort, allein es schossen giftige, rachsüchtige Blicke auf den Ungar.

„Weißt Du jetzt, was Schläge sind, Du elender, erbärmlicher Wicht?“ schnaubte Boskay. „Ausgespannt — auf der Stelle!“

Der Fuhrmann zeigte keine Lust, dem Befehle zu gehorchen.

„Willst du thun, was ich sage?“ — und abermals hob der Graf den Peitschenstock.

Brummend, in sich hineinfluchend, löste der Fuhrmann die Zugstränge.

„Sage mir, wozu hast du den zweiten Gaul an den Wagen gebunden?“

„Nichts ohne Ursache,“ antwortete der Mensch trotzig.

„Ich will die Ursache wissen! Oder soll ich die Ursache Dir herausklopfen?“

„Wenn Ihr's durchaus wissen müßt, — den Gaul hab' ich zur Vorsorge mitgenommen, wenn der da crepirt.“

„So, Du grausamer, viehischer Mensch, — hast Du den ersten zu Tode geschunden, dann kommt der zweite an die Reihe. Ist das nicht himmelschreiend, — ist das nicht empörend?“

„Ereifern Sie sich doch nicht weiter,“ sagte Kaub. „Der Lümmel hat seine Züchtigung. Steigen Sie gefälligst auf.“

„Reiten Sie nur weiter, ich werde folgen,“ erwiederte Boskay.

Er befahl dem Bauern und seinem Bedienten, das Pferd aufzurichten. Er selber legte Hand an. Nach einiger Anstrengung gelang es, das Thier auf die

Beine zu stellen. Der Magnat führte es von der Straße auf die angrenzende Wiese, welche der Mai mit jungem Grase geschmückt hatte. Das andere Pferd ließ er gleichfalls auf die Wiese führen, und die beiden Thiere fraßen heißhungrig das saftige Grün.

Den Fuhrmann erschreckte des Grafen Beginnen mehr, als die Hiebe. Aengstlich blickte er nach allen Seiten.

„Wenn aber der Flurschütze kommt!" sagte er kleinlaut.

„Nicht wahr, den Flurschützen scheust Du mehr, als die Schmach, ein herzloser Mensch und ein grausamer Thierquäler zu sein. — Gabriel," — befahl er seinem Bedienten, „Du bleibst hier, bis sich die Thiere sattgefressen haben. Gelegenheitlich erforschest Du den Eigenthümer dieser Wiese, damit ich ihn entschädige."

Der Magnat ritt davon. Der Bauer schickte ihm gräßliche Verwünschungen nach.

„Dieser Vorfall wird ganz Wien allarmiren," sagte Kaub, nachdem ihn Boskay eingeholt. „Hunderttausend Zungen werden durch einige Tage über diesen merkwürdigen Handel in Bewegung sein."

„Meinetwegen!" versetzte Boskay. „Ich folgte dem Drange entrüsteter Menschlichkeit, und dieser hat sich Niemand zu schämen."

„Einverstanden, Herr Graf! Aber es ist mir da ein etwas seltsamer Gedanke aufgestiegen. Sie strafen den Bauer, weil er einem Pferde unerträgliche Lasten anhängt, — welche Strafen verdienen Jene, die nicht einem Pferde, sondern Menschen, — ja einem ganzen Volke unerträgliche Lasten auflegen? Muß nicht das tapfere Volk der Ungarn, den im Sumpfe verrotteter Staatswirthschaft steckenden österreichischen Staatskarren ziehen? Werden ihm nicht Lasten aufgebürdet, die um so unerträglicher sind, weil sie laut gegen die Gerechtigkeit schreien?"

„Der Vergleich ist in der That seltsam, Herr Oberst! Den Staatskarren, welcher im Sumpfe einer verrotteten Staatswirthschaft steckt, lasse ich gelten, — aber das tapfere Volk der Ungarn wird sich seiner Bedrücker zu erwehren wissen, — ohne fremde Hilfe."

Der Magnat hatte in etwas gereiztem Tone gesprochen. Kaub hielt es gerathen, für den Augenblick diesen Gegenstand fallen zu lassen. Sie ritten nach Wien zurück. Der Oberst begleitete den Grafen bis zu dem Gasthofe, wo er von ihm schied.

Begegnisse.

Zwei Tage später wandelte Boskay außerhalb der Stadt, in tiefe Gedanken versenkt. Fortwährend klangen ihm die Worte des Hofrathes in den Ohren, und diese Worte traten wie schwere Vorwürfe vor seine Seele. Von Maria Theresia, die ihm persönlich unbekannt, hatte er so viel Ruhmwürdiges gehört. Er kannte ihr edles Streben für das Wohl Oesterreichs, er begriff die Hindernisse, welche sich der Heilung so vieler Schäden entgegenstemmten. Es erschien ihm feige, die Bedrängnisse dieser großartigen Fürstin zum Vortheile Ungarns zu benützen. Boskay's gerades, männliches Herz verabscheute alle Schleichwege und alle Vortheile, welche Noth und Unglück des Gegners dem Angreifenden gewähren. Die mächtige, stolze und fest auf dem Throne sitzende Maria Theresia, würde ihn weit eher in das Netz Kaubs gelockt haben, als die fast aller Mittel zur Abwehr ihrer

Feinde beraubte. Zuweilen schwebte ihm der Gedanke vor, allen Einfluß in Ungarn zur Rettung der bedrängten Fürstin aufzubieten. Dieser Gedanke hatte für den edelsinnigen jungen Mann etwas ungemein Anziehendes und Verlockendes. Kaub hatte ihm jedoch wiederholt vorgestellt, daß Herz und Gemüth mit Politik nichts dürften zu schaffen haben, und er konnte dem Obristen nicht ganz Unrecht geben. Er schätzte Maria Theresia, — aber Ungarn schätzte er unendlich mehr.

Von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, hatte er sich immer weiter von der Stadt entfernt. Das Haupt etwas herabgebeugt, die Hände am Rücken liegend und stets vor sich hinsehend, gelangte er an einen Feldweg, der, von der Straße ab, nach einem waldigen Hügel führte. In demselben Augenblicke trat ein Mann von dem Feldwege auf die Straße. Seit einiger Zeit hatte er den Grafen beobachtet, und jetzt blieb er wartend stehen. Der sinnende Boskay wäre, ohne den Fremden zu bemerken, vorübergegangen, hätte dieser nicht gegrüßt. Der Graf sah bei dem Gruße auf. Ein reichgekleideter Herr, in etwas vorgerückten Jahren, stand vor ihm. Das Wesen des Fremden war vornehm und voll Würde, seine Gesichtszüge fein und edel.

Boskay erwiederte den Gruß verbindlich und achtungsvoll.

„Mit Ihrer Erlaubniß, nur ein Wort,“ sprach Jener, als der Magnat weiter gehen wollte. „Es freut mich der Zufall, dem Grafen Boskay zu begegnen, und zwar, wie es scheint, in einer Stunde, die vielleicht entscheidend ist für seine politische Mission. Wenigstens kann nur ein Mann, in dem wichtige Dinge zur Entscheidung drängen, in so tiefes Sinnen sich versenken.“

Der Ungar sah den Sprecher verwundert an. Dieser lächelte trübe.

„Betrachten Sie meine Worte nicht als Anmaßung, Herr Graf, sondern als Ausdruck von Gefühlen, die Ihnen freundlich sind. Auch ich wünsche dem schönen und reichen Ungarn eine Stellung im Reiche, wie es dieselbe zu fordern berechtigt ist. Aber ich müßte alle Schritte und Wege tief beklagen, die von der Bahn der Geradheit und des Vertrauens zu seiner Königin abweichen.“

Boskay's Erstaunen wuchs. Die Zweideutigkeit und die Anspielung der letzten Worte auf seine schwankende Haltung, trieben ihm einige Röthe in das Gesicht.

„Mir sind keine Gründe bekannt,“ sagte er,

„welche Sie berechtigen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Um Vergebung, Herr Graf! Ihre Angelegenheit ist politischer Natur, — keinem Freunde des Thrones und der gesetzlichen Ordnung darf dieselbe fremd sein. Auch kann Sie die Meinungsäußerung eines wohlwollenden Mannes nicht verletzen.“

Der Magnat überlegte, ob er den Fremden verlassen, oder das Gespräch weiter führen solle. Das feine Wesen des Mannes, die Klarheit seines Auges, die vertrauenerweckende Ruhe seiner Haltung, entschieden für das Letztere.

„Ich lasse mich in politische Erörterungen nicht ein,“ sagte er, „weil hiebei gewöhnlich doch nichts herauskommt, und weil ich hiezu eben nicht aufgelegt bin. Indessen, wenn Sie mir, wie es scheint, etwas zu sagen haben, bin ich bereit, in Kürze Sie anzuhören, — obschon Sie mir völlig fremd sind.“

„Mein Name ist ganz bedeutungslos in der Sache,“ entgegnete der Unbekannte. „Von einigem Gewichte für Sie möchte jedoch die Versicherung sein, daß ein Verehrer Ihres Volkes zu Ihnen spricht, dessen Verhältnisse und Bestrebungen mir genau bekannt sind. — Ja, ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ fuhr er nach flüchtiger Pause fort. „Ich fasse mich kurz. Bevor

der König von Preußen in Schlesien einfiel, ließ er sich durch politische Agenten den Weg ebnen. Diese Agenten sprachen von der Theilnahme Friedrichs für seine bedrückten evangelischen Brüder in Schlesien. Denselben Kunstgriff scheint Friedrich auf Ungarn und das engere Oesterreich ausdehnen zu wollen. Seine Agenten wenigstens reden von der Freiheit Ungarns, von der Lebensunfähigkeit Oesterreichs unter den Habsburgern. In Schlesien bemäntelte religiöser Eifer des Preußen Raub- und Eroberungssucht, — und jetzt umgibt er sich mit dem Nimbus des Volksbeglückers. Und er macht Fortschritte in seinem gewissenlosen Beginnen," — und es klang eine trübe Bewegung durch die Stimme des Fremden. „Sogar die Uniform scheint gegen Verrath nicht zu schützen. Sie verstehen mich ohne Zweifel, Herr Graf."

„Doch nicht ganz," entgegnete dieser betreten. „Aber kommen Sie auf Ihre Mahnung."

„Augenblicklich! — Der König von Preußen hat beschlossen, mit Hilfe Frankreichs, der Existenz Oesterreichs ein Ende zu machen, und Preußen einige Provinzen des zertrümmerten Staates anzugliedern. Ihr Rechtsgefühl wird diesen Frevel verdammen, und Ihr Edelsinn wird es empörend finden, eine jugendliche Königin, die eben anfing, die lahmen Zustände ihres

Reiches zu ordnen und zu bessern, ihres väterlichen Erbes zu berauben. Ich möchte Sie hiebei auf den Umstand aufmerksam machen, daß nur, und gerade Ungarn, nach dem Plane der Verschworenen, Maria Theresia bleiben soll. Diesem Plane werden Sie entnehmen, ob für Ungarn die beabsichtigte Selbstständigkeit erwächst, indem es der Verschwörung beitritt. Jedenfalls wäre für Ungarn eine Rebellion gegen die angestammte Fürstin entehrend und schmachvoll."

„Mein Herr," rief Boskay, „mäßigen Sie Ihr Urtheil! Wenigstens steht es Ihnen nicht zu, so bestimmt von einem Falle zu sprechen, der noch in weiter Ferne liegt."

„Dessen Möglichkeit Sie aber nicht bestreiten?"

„Ja und nein, — je nachdem ein Volk zu Schritten gezwungen ist, die ihm sein Recht und seine Freiheit bringen."

„Ich habe mich also nicht getäuscht, — Ungarns Empörung und Theilnahme an der Verschwörung ist eine Möglichkeit, — Graf Boskay bestreitet sie nicht. Indessen, mein Herr," fuhr der Unbekannte in nachdrucksvollem Tone fort, „wird Ihnen die politische Schlechtigkeit der Feinde Oesterreichs klar sein. Stürzen Sie Ihr Land in keinen Kampf, über welchem die Fahne der Empörung flattert. Ehre und Ruhm

kann aus einem solchen Kampfe nicht hervorgehen. Ihre Redlichkeit möge Sie schützen gegen alle Einflüsterungen politischer Agenten. Thuen Sie doch mit Vertrauen jene Schritte, die Sie nach Wien führten; — Maria Theresia wird Ungarn gerecht werden. — Das ist meine wohlgemeinte Mahnung."

„Ich danke Ihnen!" sagte Boskay kurz.

Der Fremde zog grüßend den Hut, und der Graf ging denselben einsamen Feldweg weiter, welchen der Unbekannte gekommen war. Anfänglich ging er langsam, dann immer rascher und rascher, wie von inneren Streichen gepeitscht und getrieben. Die scharfen Worte des Fremden brannten in seiner Seele. Vergebens mühte er sich ab, dieselben loszuschütteln, ihre Berechtigung anzufechten, er fühlte ihre Wahrheit. Ueberhaupt hatte der Fremde, mit dem ruhigen, geschliffenen Wesen, mit den klaren Augen und dem fast greifbaren Wohlwollen seines schönen Gesichtes, einen tiefen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er fühlte sich tief beschämt. Jetzt noch glühten ihm die Wangen bei dem Gedanken, als ein Verräther und Verschwörer vor einem solchen Manne gestanden zu sein.

„Er hat Recht," rief Boskay, indem er stehen blieb und mit erregten Blicken in das Weite sah, „er hat Recht! Friedrichs Absichten gegen Oesterreich sind

eine politische Verruchtheit, — aber Ungarn verschwört sich nicht, es befreit sich."

Er ging einige Schritte weiter.

„Es befreit sich?" fragte er im Tone des Spottes. „Es befreit sich, — das ist doch nur eine leere Phrase, die Verschwörung zu bemänteln, — weg damit! Ungarn ergreift die Waffen gegen die angestammte Königin, — und das ist Empörung. Freilich kämpft es für sein gutes Recht, — aber muß es denn gerade kämpfen? Wird Maria nicht in Güte gewähren, was Gewalt ertrotzen möchte? — Aber wenn die Hindernisse stärker sind, als ihr Wille? Wenn sie nicht gewähren kann, — darf dies ein ganzes Volk zwingen, hartes Unrecht zu erdulden?"

In dieser Weise mit sich im Streite, verfolgte er den Feldweg und nahte eben einigen sehr vernachläßigten Gebäuden. Die Dürftigkeit beherrschte alle Theile des Wohnhauses; — sie zeigte sich in den gebrochenen und mit Papier beklecksten Fenstern, an dem schiefen Giebel, der jeden Augenblick einzustürzen drohte, an dem durchlöcherten Dache, bis herab zu dem Schmutze, welcher aufgehäuft um das Haus herum lag.

Als Boskay vorüberging, stand ein alter Mann in dem Hofe, eine Kette in der Hand, die er

an dem Wagen befestigen wollte. Der Mann sah den Grafen, und es loderte boshaft in seinen Augen. Er legte die Kette nieder, trat aus dem Hofe und sah dem sinnenden Edelmanne nach, der eben einen Pfad einschlug, welcher den bewaldeten Hügel emporführte. Der Mann kehrte rasch in das Haus zurück.

In der Stube saßen drei Burschen und würfelten. Sie sahen bei dem raschen Oeffnen der Thüre empor, und ihre Blicke blieben an dem erregten Gesichte des Alten hängen.

„Gerade ging der Lump vorbei, welcher mich geschlagen hat," sagte eifrig der Mann. „Ich sah ihm nach; er ging den Kapellenpfad hinauf. Ihr habt die blauen Striemen gesehen am Rücken Eures Vaters, — auf, ich muß gerächt werden!"

Die Burschen sprangen empor, und jetzt, als sie auf den Beinen standen, sah man, daß es große, starke Leute waren. Ihre Gesichter waren geröthet, ihre Augen funkelten rachesüchtig, und ihre Lippen stießen abscheuliche Verwünschungen aus.

„Du gehörst nicht zu meinen Buben, Hanns," sagte der Alte. „Kannst aber auch mitgehen und d'raufschlagen, wenn Du willst."

„Das versteht sich! Nur einen tüchtigen Stock, einen Knittel her!" rief Hanns. „Der Schuft soll

keinen armen Mann mehr schlagen. Nur einen rechten Hebel her, — lebendig soll er den Kapellenberg nicht herunterkommen!"

„Langsam, Buben, langsam!" mahnte der Alte. „Wir müssen unseren Plan machen. Er ging also den Pfad hinauf und wird auf demselben Wege nicht mehr zurückkehren, sondern den Reitweg hingehen, der nach der Stadt führt. Wir müssen ihm den Paß verlegen. Ihr eilt nun auf verschiedenen Wegen den Hügel hinauf und trefft bei den Linden zusammen, wo ihr euch in dem Gebüsche versteckt haltet. Ich steige den Kapellenpfad hinauf, damit ich ihm begegne, wenn er ungefähr denselben Weg zurückkehrt. Ich werde ihn aufhalten und einen Pfiff thun, — ihr lauft herbei, und dann," — er machte mit dem Arme eine schlagende Bewegung.

Die Drei eilten fort. Der Mann verschloß die Hausthüre und ging in den Hof. Er trat an den Wagen und zog ein gewichtiges Eisenstück hervor, dessen Ende einen Hammer bildete. Er verbarg das Eisen unter seinem Gewande und verließ den Hof.

Mittlerweile stieg Boskay langsam den Pfad hinauf. Zuweilen blieb er stehen und blickte in die Landschaft; aber vor dem sinnenden Auge mochte die Landschaft nicht bestehen. An dem Pfade hin standen in

Zwischenräumen Heiligenbilder aus Stein, wie man sie an Wallfahrtsorten sieht. Die Statuen mochten sehr alt sein; denn die Figuren waren gut gearbeitet und trugen mittelalterliche Tracht. Wenn der Pfad steiler wurde, waren Treppen angebracht. Die Stufen waren von Stein und sehr ausgetreten. Zu beiden Seiten des Pfades lief dichtes Gebüsch hin, und den ganzen Hügel bedeckte Niederwald.

Endlich gelangte Boskay auf die Stirne des Hügels. Ein großer Platz mit schattigen Linden lag vor ihm. In Mitte des Platzes, an den Stamm einer Linde gelehnt, erhob sich das Gestelle einer Kanzel. An Wallfahrtsfesten wurde hier gepredigt, während in dichten Schaaren die Wallfahrer den Platz besetzt hielten. Weiterhin blickte zwischen den Bäumen eine altersgraue Kapelle hervor. In die beiden Thorflügel des Kirchleins waren viereckige Oeffnungen geschnitten und dieselben mit Eisenstäben versehen, so daß man in das Innere blicken konnte. Der Graf schaute durch die Oeffnung. Zwei weibliche Gestalten knieten betend vor dem Hochaltare. Auch er bekreuzte sich und sammelte seine Gedanken zu einem kurzen Gebete. Er empfahl Ungarn in den Schutz des Allmächtigen, sowie seine Schritte der göttlichen Vorsehung. Sodann betrachtete er die Dinge in dem

Gotteshause: — die reichgeschmückten Altäre, die zahlreichen Votivbilder an den Wänden, — die Krücken, welche zur Erinnerung an wunderbare Heilung aufgehängt waren, — den h. Sebastian über seinem Altare, mit den Pfeilen in den Gliedern. Zuletzt sah er noch einmal auf die Frauengestalten, welche regungslos an derselben Stelle knieten.

Er kehrte über den schattigen Platz zurück und stand jetzt am Anfange des Pfades, auf dem er heraufgestiegen. Er blickte über den grünen Hügel und horchte auf den Gesang der Vögel in den Büschen. Die Sonne brach durch zerrissenes Gewölk und streute schöne Farben über die Landschaft.

Ein schrilles Pfeifen störte den Magnaten auf. Schwere Tritte nahten, und jetzt stand der Fuhrmann vor ihm. Boskay erkannte ihn augenblicklich und faßte den Entschluß, durch reiche Belohnung den Mann für die Schläge zu entschädigen.

„So, — hier finde ich den Herrn?" sagte der Alte mit einem wüsten Grinsen. „Will der Herr durch einen Wallfahrtsgang die Sünde der Mißhandlung gegen mich abbüßen?"

„An den Schlägen gibt es nichts abzubüßen, Du hast sie redlich verdient, grausamer Mensch. Wenn Du mir jedoch versprichst, mit den armen Thieren

menschlich zu verfahren, sollst Du eine gute Belohnung haben."

„Der Herr mag behalten, was er hat, — und wir wollen dem Herrn geben, was er verdient," sagte der Alte, da jetzt die drei Burschen herankamen.

Sie trugen Stöcke in den Händen, und ihre grimmen Gesichter verkündeten Boskay augenblicklich, daß er in die Gewalt von Bösewichtern gerathen sei. Er fuhr nach der linken Seite. Seine gute Klinge fehlte, er war gänzlich wehrlos.

„Ist's der?" fragte Hanns.

„Freilich ist er's, — jetzt d'rauf!" sprach der Alte.

Mit erhobenen Stöcken drangen die Burschen auf den Grafen ein. Die Streiche sausten zu gleicher Zeit nieder. Aber Boskay, in allen Waffen- und Ringkämpfen wohl geübt, entging den Streichen durch einen raschen Seitensprung. Bevor die Meuchler zu weiteren Hieben ausholen konnten, hätte der Angefallene einen freien Augenblick gefunden, durch die Flucht zu entrinnen. Allein der stolze Magnat wollte, sogar unter solchen Verhältnissen, dem Feinde nicht den Kampfplatz räumen und feige fliehen. Mit Blitzesschnelligkeit hatte er sich auf den Nächsten gestürzt, ihm den Stock entrissen, und den Menschen weit weg geschleudert. Der Alte hatte sein Eisen hervorgezogen

und drang auf den Grafen ein. Dieser gab ihm, da er gerade keine Hand frei hatte, einen Fußtritt. Der Alte stürzte rücklings nieder und ein Blutstreifen rann ihm aus dem Munde.

Dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Die Leute sahen, daß sie es mit einem starken Manne zu thun hatten. Boskay stand hoch aufgerichtet, den Stock drohend in der Hand.

„Ihr Schurken, ihr Elenden!" sagte er mit tiefer Stimme. „Den Ersten, der mir naht, schlage ich unbarmherzig nieder."

Die Burschen umkreisten ihn, wie knurrende Hunde den Eber.

„Buben," sagte der Alte, nachdem er sich mühsam aufgerafft, „hört mich an, sonst werden wir mit ihm nicht fertig. Folgt meinem Rathe und die Sache ist gleich abgethan. Zwei von euch hängen sich an seine Arme, und der dritte thut ihm, was er euch thun will, — ja der dritte schlägt ihm den Schädel ein."

Des Alten Weisung wurde rasch ausgeführt. Boskay's Streiche mit den Stöcken auffangend, liefen ihn die Beiden an und bemächtigten sich seiner Arme. Der Graf bemühte sich vergebens, sie abzuschütteln. Er schleuderte sie heftig gegen einander, aber sie ließen nicht los. Gleich Hunden, die sich angebissen,

hingen sie an ihm fest. Inzwischen versuchte Hanns, den tödtlichen Hieb anzubringen. Da jedoch Boskay fortwährend die Beiden im Kreise herumschleuderte, so konnte er das Vorhaben, ohne Gefahr die Burschen zu treffen, nicht ausführen.

„Langsam, Hanns," sagte der Alte. „Nur langsam, — laß' ihn zappeln, bis er müde ist, — dann gib ihm den Gnadenstreich."

Das unausgesetzte Ringen mußte Boskay's Kräfte erschöpfen. Er fühlte dies und erkannte die Unmöglichkeit, dem Verderben zu entrinnen.

„Nun denn, ihr Schurken," sagte er, „wenn ihr es auf mein Leben abgesehen, nehmt es hin und seid dafür verdammt!"

Er leistete keinen Widerstand mehr und stand, in das Unvermeidliche ergeben, zwischen seinen Mördern, die ihn immer noch festhielten. Hanns stellte sich vor ihn mit dem Stocke.

„Führe Deinen Streich sicher und voll Kraft, — elender Mörder," sagte der Graf, den Burschen mit Verachtung anblickend.

„Das will ich schon, mit dem ersten Hieb sollt Ihr genug haben, — nur ruhig gestanden!"

Und der Graf stand ruhig, unbeweglich. Mit einem Blicke zum Himmel, schien er seine Seele dem Aller-

höchsten zu empfehlen. Er übersah die kurzen Vorbereitungen des Burschen, wie er den linken Fuß vorstemmte, in die Hände spukte und den Stock fest griff. Denselben zum tödtlichen Streiche erhebend und alle Muskeln anspannend, stand er im Begriffe, das blutige Werk zu vollbringen. In demselben Augenblicke schien es, als treffe ein niederschmetternder Schlag den Menschen. Der Stock entfiel seinen Händen, die Arme hingen schlaff herab, und seine Augen waren mit dem Ausdrucke des Entsetzens nach der Kapelle hingewandt. Er stieß einen jähen Schrei aus und verschwand in dem Gebüsche.

Der Magnat blickte erstaunt um: — eine weibliche Gestalt, von wunderbarer Schönheit, stand wenige Schritte von ihm entfernt. Ihr jugendliches Antlitz glühte vor Entrüstung und ihrem zürnenden Munde waren eben die Worte entschlüpft:

„Ihr Verwegenen!"

— Indem sie dieses sprach, blieben ihre Augen auf die Stelle hingerichtet, wo der letzte Mörder in dem Gebüsche verschwunden war.

Boskay stand wie festgebannt. Die rasche Entwickelung des furchtbaren Vorganges, das eben noch vor ihm geöffnete, sichere Grab, und jetzt die plötzliche Rettung durch diese strahlende Erscheinung, brachten

auf ihn eine betäubende Wirkung hervor. — Ohne ein Wort gesprochen zu haben, und nach einem flüchtigen Blicke auf ihn, wandte sie das Haupt nach der Kapelle hin und winkte mit der Hand. Eine schüchterne Mädchengestalt trat unter dem Schatten der Linden hervor. Sodann richtete sie das Auge auf den Grafen. Die Entrüstung schwand aus ihren Zügen und voll Anmuth und inniger Theilnahme nahte sie ihm.

„Sie sind doch nicht verwundet?“ fragte sie in einem Tone, welcher das aufrichtigste Bedauern über die erlittene Mißhandlung des jungen Mannes verrieth.

Die Frage brachte den verwirrten Boskay zur klaren Besinnung. Beide Hände über die Brust gekreuzt, sank er in die Kniee.

„Graf Boskay hat vor keinem Menschen jemals sein Knie gebeugt,“ sagte er, „vor Dir aber beuge ich es, Du himmlisches, hehres Wesen! Ich danke Dir für mein Leben, welches ohne Deine Dazwischenkunft jetzt nicht mehr bestünde.“

Bei dem Worte „Boskay“ flog ein Schatten über ihr Antlitz.

„Stehen Sie auf, Herr Graf, und danken Sie Gott, dessen Vorsehung allein den Todesstreich abwandte. — Wie das Ringen Ihre Kleidung zerrissen

und in Unordnung gebracht hat! Agnes, kannst Du keine Stecknadel entbehren, um dem Herrn die herabhängenden Kleidungsstücke anzuheften?"

Die Zofe, ein jugendliches Geschöpf, mit einem feinen, hübschen Gesichtchen, mehr Kind noch, als Jungfrau, suchte nach Stecknadeln, wobei ihre Wangen glühten und die zarten Finger zitterten. Hoch erröthend und verschämt nahte sie dem Magnaten, den Willen der Gebieterin zu vollziehen. Boskay ließ es geschehen. Er sprach kein Wort und war sehr ernst. Er sah auf seine Retterin, die lächelnd vor ihm stand, und Agnesens Bemühen beobachtete.

„Du bist im Heilen verwundeter Kleidungsstücke geschickter, als ich glaubte, meine gute Agnes! Kaum sieht man die Risse. Hast Du keine Nadel mehr, um auch diese Stelle zu vertuschen?"

„Nein, es thut mir leid!" entgegnete das schüchterne Mädchen.

„Ei sieh', da habe ich selbst eine entbehrliche," sagte Boskay's Retterin, indem sie eine goldene Nadel mit einem Diamantknopfe aus dem Gewande zog. „So, — nun, Herr Graf, können wir den Heimweg antreten."

Der Graf zögerte.

„Ihre Hochherzigkeit und Güte, gnädigstes Fräu-

lein," sagte er, „läßt mich aus meiner Verwirrung gar nicht herauskommen. Sie retten mir das Leben und sind in der liebevollsten Weise sogar für meine Tracht besorgt. Daß Ihre Wünsche mir Befehl sind, versteht sich von selbst. Aber, vergeben Sie, ich kann Sie nicht begleiten."

„Und weßhalb nicht?" fragte sie erstaunt.

„Weil ich Sie der Gefahr nicht aussetzen darf, von jenen Bösewichtern überfallen zu werden. Ihr plötzliches Dazwischentreten hat zwar jene Ruchlosen erschreckt und verscheucht. Aber ich muß annehmen, daß sie, im Gebüsche versteckt, mir auflauern. Sie haben sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt, und Sie, meine edle Retterin, würden in meine Gefahr verwickelt werden."

„Seien Sie deßhalb unbesorgt," sprach sie, wobei ihre Gestalt sich gebietend aufrichtete und eine Majestät ihr Wesen verklärte, wie Boskay dies noch an keinem Menschen wahrgenommen. „Jene Gottlosen könnten Ihnen allerdings auflauern. Gerade darum ist es nothwendig, daß Sie mit uns gehen. Kommen Sie. Erzählen Sie uns die Ursache dieses sehr betrübenden Vorfalles."

Er gehorchte. Ihr „Kommen Sie!" — klang auch so eigenthümlich, so unwiderstehlich. Hiebei kam ihm

der Gedanke, wer sie wohl sein möge, die eine solche Macht über Missethäter ausübe, und die sich dieser Macht so bestimmt bewußt ist. Gerne hätte er nach ihrem Namen gefragt. Allein ihre Würde und ihr gebietendes Wesen verschlossen ihm den Mund. — Sie stiegen eine Strecke schweigend den Pfad hinab. Ueber den Grafen war eine Schüchternheit gekommen, die seinem Wesen völlig fremd war. Sie mochte dies bemerken und blickte ihn wiederholt freundlich an, sie sprach liebevoll mit ihm. Aber dies hatte nur den entgegengesetzten Erfolg. Boskay's Beklommenheit wuchs, je öfter er genöthigt war, in ihre leuchtenden Augen zu sehen.

„Ich mache mich zwar einer Zudringlichkeit schuldig, Herr Graf," sagte sie. „Allein ich verhehle Ihnen nicht, daß auch ich die Schwäche meines Geschlechtes theile, — die Neugierde. Dürfen wir die Ursache jenes mörderischen Anfalles erfahren?"

„Der Grund ist ein sonderbarer, gnädigstes Fräulein," sagte er etwas verlegen, und begann ausführlich sein Begegnen mit dem Fuhrmanne zu erzählen. Er schilderte das Elend des Pferdes und dessen Mißhandlung in lebhaften Farben. Er sagte dann, wie ihn die Entrüstung übermannt, und wie er den grausamen Menschen bestraft habe. Derselbe müsse ihn

heute bemerkt und ihm auf den Hügel gefolgt sein, um hier Rache zu nehmen.

„Ihre Hitze ist zwar nicht ganz zu entschuldigen, Herr Graf, allein die Theilnahme für das arme gequälte Thier ehrt Sie.“

Sie ging einige Schritte weiter und blieb dann stehen.

„Würde die Strafe immer sogleich auf dem Fuße folgen, wie es hier geschah, die Vergehen wären seltener. Aber“ —, fügte sie ernst bei, „die Menschen würden hiedurch nicht gebessert, — wir haben es ja eben erlebt. Nur die Religion ist jene geistige Macht, welche den Menschen zu bessern und zu veredeln vermag. Ja, die Religion ist der Grundpfeiler aller Civilisation!“

Er wunderte sich, diese Worte aus ihrem Munde zu vernehmen; denn sie klangen wie das Echo ernster Betrachtungen, und diese Betrachtungen selber schienen weder ihren Jahren, noch ihrem Geschlechte angemessen. Während sie gesprochen, ruhte sein Blick auf ihr. Sie stand vor ihm, wie eine Königin, und er fand, daß sie unbeschreiblich schön sei.

„Wenn ein Engel vom Himmel niedergestiegen wäre zu meiner Rettung,“ dachte er, „so würde er

sich in diese Fülle von Anmuth, Würde und Majestät, und in diese strahlende Schönheit gekleidet haben."

Sie gelangten auf die Straße, wo ein verschlossener, an den Fenstern mit Vorhängen versehener Wagen hielt. Boskay warf einen forschenden Blick auf den Wagen. Aber kein Wappen und Abzeichen verrieth ihm Stand und Namen der Retterin. Vor der geöffneten Thüre stand ein Bedienter. Beim Herannahen der Damen machte er eine sehr tiefe Verbeugung.

„Steigen Sie ein, Herr Graf! Denn es wäre nicht freundlich von Ihnen, uns Ihr Geleite bis in die Stadt zu versagen."

Boskay nahm die Einladung dankend an. Mußte er ja, wenn der Wagen an ihrem Hause hielt, auf diesem Wege zur Kenntniß ihres Namens und Ranges gelangen.

„Darf ich bitten, gnädigstes Fräulein!" sprach er mit einer Bewegung, als wolle er ihr beim Einsteigen behilflich sein.

„Nicht doch, Herr Graf! Sie sind mein Gast heute, und ich pflege den Gästen den Vorrang zu lassen."

Er stieg in den Wagen. Diesen Augenblick benützte sie, um dem Bedienten einige Worte zu sagen.

„Wie lange sind Sie schon in Wien?“ fragte sie, indeß der Wagen rasch nach der Stadt fuhr.

„Seit vierzehn Tagen.“

„Ist es das erste Mal?“

„Zu dienen, mein Fräulein!“

„Und wie gefällt Ihnen Wien?“

„Bis auf heute ist mir das Leben zu Wien ziemlich gleichgültig geblieben,“ antwortete er.

„Sie wären demnach nicht zu Ihrem Vergnügen hier?“

„Nein! Der Zweck meiner Reise ist ein sehr ernster,“ sprach er ausweichend.

„Und zugleich ein Geheimniß, — nicht, Herr Graf?“ Sie blickte ihn mit ihren schönen Augen so eigenthümlich an, und in ihrem reizenden Antlitze spielte eine so seltsame Erregung, daß der junge Mann beklommen niedersah und ein mächtiges Empfinden seine Seele durchdrang.

„Vor Ihnen, gnädigstes Fräulein, habe ich kein Geheimniß zu bewahren. — Eine Versammlung meines Landes schickte mich mit dem Grafen Bath nach Wien, um von unserer Königin die endliche Gewährung der Rechte und Freiheiten Ungarns zu erbitten.“

„Ein schöner Zweck! Und was sagt die Königin?“ fragte sie lächelnd.

„Bisher war es uns nicht vergönnt, die Bitte vorzutragen.“

„Ein säumiger Abgeordneter!“ sagte sie. „Maria Theresia ist doch immer bereit, die Bitten und Wünsche ihrer Unterthanen entgegenzunehmen.“

Er schwieg einen Augenblick und senkte das Haupt. Er dachte an die Ursachen der Verzögerung, an seine Verbindung mit dem Obristen, und er glaubte, daß er, diesem Wesen gegenüber, noch lebhafter das Unrechte und Verwerfliche seiner Absichten empfinde.

„Schritte,“ sagte er entschuldigend, „die im Dienste des Vaterlandes geschehen, müssen genau erwogen werden, besonders wenn Umstände dazwischentreten, die zur Vorsicht mahnen.“

„Einverstanden, Herr Graf! Aber niemals dürfen Umstände die reinen Absichten des Vaterlandsfreundes und des getreuen Unterthanen trüben.“

Er bedachte noch den Sinn dieser auffallenden Worte, als der Wagen hielt. Die Thüre öffnete sich. Boskay, in der Meinung, der Wagen sei vor der Wohnung der Dame angelangt, sprang aus demselben, um ihr beim Heraussteigen die Hand reichen zu können. Kaum trat er jedoch einen Schritt zurück, als der Bediente die Thüre schloß und auf das Brett stieg. Sie winkte ihm durch das Fenster

freundlich zu und der Wagen rollte fort. Der junge Mann stand regungslos vor Erstaunen. Er sah dem Wagen nach und es überkam ihn ein Drang, als müsse er demselben nachlaufen. Noch größer wurde sein Staunen durch die Wahrnehmung, daß er vor seinem Gasthofe stand. Woher kannte sie diesen? Er hatte in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes zu Wien zurückgezogen gelebt, war nur mit dem Obristen und einigen Anderen bekannt geworden, — wie sollte er sich nun dieses Räthsel erklären?

Allein der Graf war in diesem Augenblicke zur Lösung von Räthseln unfähig. Er stand, wie festgewurzelt, an derselben Stelle und starrte nach der Richtung hin, wo der Wagen längst verschwunden war. Er hörte kaum den Lärm der Straße, und die Menschen, deren Verwunderung die zerrissene Kleidung erregte, bewegten sich vor seinen Augen, wie Gestalten, die im Nebel verschwimmen.

„Um Gotteswillen, wie siehst Du aus? Was ist geschehen?“ fragte plötzlich eine Stimme.

Boskay blickte, wie aus Träumen erwachend, zu dem kleinen Herrn nieder, welcher vor ihm stand.

Der Kleine hatte heitere Gesichtszüge, und lebhafte, schwarze Augen, die gegenwärtig mit dem Ausdrucke von Besorgniß auf dem Magnaten ruhten.

Dieser sah den Fragesteller schweigend an, indeß ein trübes Lächeln sein Gesicht zu beleben begann.

„Du verwunderst Dich über meine zerfetzten Kleider? Ei, das ist nichts, Andreas! Es sind ja nur Kleider, die man ablegt.“

Der Kleine schüttelte bedenklich den Kopf.

„Komme herein, Stanislaus,“ sagte er. „Erzähle mir, was Dir begegnet ist.“

Er schob seinen Arm unter jenen des Grafen, und führte ihn auf dessen Zimmer.

„Wie sonderbar, wie eigenthümlich!“ hatte Boskay im Hinaufgehen gemurmelt.

Jetzt warf er sich in einen Sessel. Andreas rückte einen Stuhl vor ihn, ergriff die Hand des Freundes, und sah ihm treu und besorgt in das Auge.

„Dir ist jedenfalls etwas ganz Eigenthümliches begegnet, Stanislaus; denn ich habe Dich nie so gesehen. Erzähle mir, was ist geschehen?“

„Allerdings etwas sehr Eigenthümliches,“ — und er machte ihn mit allen Umständen des Geschehenen bekannt.

Der Kleine hatte etwas ganz Anderes erwartet. Jetzt warf er sich unmuthsvoll in den Stuhl zurück.

„Das ist Alles?“ rief er bitter. „Nicht weil Du dem Tode durch Meuchlerhand entronnen bist, son-

dern weil Dir ein schönes Frauengesicht begegnete, deßhalb bist Du verwirrt und träumerisch, wie ein liebeskranker Knabe? Stanislaus, ich kenne Dich nicht mehr!“

„Verachte mich, — ich vergebe Dir; denn Du hast sie nicht gesehen. Aber ich sage Dir, Andreas, daß alle Schönheit, alle Anmuth, aller Liebreiz, womit jemals der Schöpfer einen Menschen beglückte, in ihrem Wesen sich vereinigt.“

„Wirklich?“ rief der Kleine im Tone des Spottes. „Weißt Du nicht, daß jeder schwärmerische Liebhaber dasselbe von seiner Geliebten sagt? Aber mir ist es ganz unerträglich, daß Du, bisher nur von Begeisterung für das Vaterland getragen, — daß Du von Frauenreizen umstrickt wirst. Ermanne Dich, Stanislaus, — wir haben keine Zeit für Liebeshändel. Wirf diese beschämenden Fesseln von Dir. Vergeude nicht Deine Stunden, welche nur dem wichtigen Zwecke unseres Hierseins gelten, mit Spielereien und Liebeständeleien.“

„So kann nur Graf Andreas von Bath sprechen, dem ein schönes Pferd mehr gilt, als ein schönes Mädchen,“ sagte Boskay mit Laune.

„Jawohl ein schönes und gutes Pferd, das mich

trägt im Kampfe gegen die Feinde Ungarns," rief der Kleine mit blitzenden Augen.

„Langsam, Freund Heißsporn! Man soll nicht an Kampf und Schlacht denken, so lange Wege zu Vergleichen offen sind."

„Ah, ich verstehe! Dir käme ein langer Aufenthalt zu Wien jetzt ganz erwünscht. Man könnte Monate mit nutzlosen Unterhandluugen hinbringen, die am Ende im Sande verlaufen. Mein guter Stanislaus hat ja eine bildschöne Wienerin entdeckt, und diese könnte ihm die saure, fruchtlose Diplomatenarbeit reichlich versüßen."

Boskay's Mannesstolz wurde durch diese Rede empfindlich verletzt. Seine Augen leuchteten hell auf, indem sie auf Bath ruhten, der rasch und erregt im Zimmer hin und herschritt.

„Ich komme eben vom Obristen," fuhr dieser fort. „Es bereiten sich wichtige Dinge vor. Der Obrist kann jeden Augenblick hier sein; er wird Dich mit den Umständen bekannt machen. — Jetzt geh', — ich bitte Dich, kleide Dich um. Wirf mit den zerrissenen Kleidern den ganzen närrischen Liebestraum von Dir, und sei wieder Du selbst."

Boskay erhob sich ohne Erwiederung, und trat in sein Schlafgemach. Er zog die goldene Nadel mit

dem Diamantknopfe aus dem Kleide. Er betrachtete sie lange, und legte sie endlich mit einer Feierlichkeit und Sorgfalt in ein Kästchen, wie man kostbare Reliquien bewahrt. Sodann klingelte er dem Kammerdiener, mit dessen Beihilfe er den Anzug wechselte.

„Diese zerrissenen Kleider," befahl er, „bleiben in ihrem gegenwärtigen Zustande und werden sorgfältig aufbewahrt."

Als der Graf in den Salon zurückkehrte, fand er daselbst den Obristen von Kaub.

„Ich bringe wichtige Nachrichten," sagte dieser. Ein Gesandter des Königs von Preußen ist eingetroffen. Er überbrachte Friedensvorschläge. Friedrich II. verlangt ganz Schlesien, und verspricht dagegen Hilfe gegen Oesterreichs Feinde."

„Und Maria Theresia?" fragte Boskay.

„Hat den Antrag zurückgewiesen. Sie erklärt es für feige, eine der schönsten Provinzen Oesterreichs aufzugeben, und zugleich für ungerecht, ein solches Ansinnen zu stellen."

„Die Königin gefällt mir," sagte Boskay.

„Aber diese Antwort an einen siegreichen Feind," entgegnete Kaub mit Nachdruck, „läßt voraussagen, wie Maria's Antwort auf die Bitte Ungarns lauten wird. — Hören Sie weiter! Der preußische Gesandte

kehrt morgen nach Schlesien zurück, — mit ihm General von Schmettau, der beste Anführer im österreichischen Heere. Er tritt in Friedrichs Dienste. Im Lager des Königs wird zugleich der französische Botschafter, Graf Belleisle, erwartet, — die Seele der Verschwörung gegen Oesterreich. Voraussichtlich werden die näheren Grenzen der Theilung Oesterreichs festgesetzt. Und Sie, meine Herren, Sie, die Vertreter eines unterdrückten Volkes, müssen diese Gelegenheit benützen. Sie dürfen dem Orte nicht ferne sein, wo die Würfel fallen. Sie müssen sich den Verbündeten anschließen, und das künftige Geschick Ungarns leiten."

„Auch meine Ansicht!" rief Bath feurig. „Auf nach Schlesien! Stellen wir Ungarns Streitkräfte, unter ehrenvollen Bedingungen, den verbündeten Mächten zur Verfügung."

„Ich werde gleichfalls Wien verlassen," sagte Kaub. „Meinen Abschied habe ich heute erhalten und brenne vor Begierde, unter die siegreiche Fahne Friedrichs II. treten zu können."

Boskay schwieg.

„Nun, Stanislaus, Du hast doch keine Bedenken?" rief Bath. „Was kann Dich, das Haupt einer mäch-

tigen Partei, hier zurückhalten, wenn das Heil unseres Vaterlandes entscheidende Schritte dringend gebietet?"

„Du kennst die Absicht, welche uns nach Wien führte," antwortete der Magnat.

„Allerdings! Steht aber zu erwarten, daß Maria Theresia unseren Vorstellungen Gehör schenkt? Hat Ungarn nicht seit Jahren vergebens seine Freiheit zurückgefordert? Und weßhalb sollen wir bitten, wenn uns die Verhältnisse günstig sind? Verhältnisse, die keine Bitten, sondern unabweisbare Forderungen stellen lassen?"

Der Graf zuckte die Achseln.

„Stanislaus," rief der Kleine bedeutungsvoll, „ich kenne den Grund Deines Zauderns! Willst Du mich zwingen, Dich für schwach zu halten?"

Boskay betrachtete den lebhaften Kleinen mit ruhigen Blicken. Dann sagte er stolz:

„Wir gehen nach Schlesien."

Das Lager bei Mollwitz.

Nach dem unbedeutenden Gefechte bei Mollwitz wich der österreichische General Neipperg nach Neisse zurück. Er deckte diese Festung und verstärkte sein Heer.

Acht Meilen von ihm entfernt lagerte Friedrich II. Er wagte es nicht, vorzurücken um die Oesterreicher anzugreifen. In der Nähe des Schlachtfeldes bezog er ein festes Lager und verweilte daselbst einige Monate. Täglich wurden Truppenübungen vorgenommen. Da er im Kampfe die Schwäche der preußischen Reiterei, gegenüber der feindlichen, kennen gelernt, so beschäftigte ihn vorzugsweise die Verbesserung derselben.

Die militärischen Uebungen bildeten jedoch die unbedeutendere Seite der königlichen Thätigkeit. Neben den Scheingefechten entwickelten sich Dinge von größter Wichtigkeit. Gesandte fast aller europäischen Höfe und Höflein strömten im Lager bei Mollwitz zusammen.

Beinahe ganz Europa hatte sich zum Untergange Oesterreichs verschworen, und Friedrichs Stellung war der Knoten des ganzen, gegen Maria Theresia gesponnenen Gewebes geworden. Der König nahm alle Gesandten freundlich auf. Er verhandelte mit den bayrischen, sächsischen, kölnischen, mainzischen, sardinischen, französischen und spanischen Diplomaten, — aber er verhandelte vorsichtig, zurückhaltend. Er wollte Oesterreichs Theilung, aber der Löwenantheil sollte ihm zufallen. Er verpflichtete sich gegen Niemand, — nur sein Interesse sollte ihn binden. Friedrichs Politik war jene der „freien Hand." Der kluge Fürst gedachte, die übrigen Mächte als Keltertreter zu benützen, indeß er den Eimer unterhielt, damit ihm der möglichst größte Gewinn zufließe.

Frankreich hatte seinen gewandtesten Diplomaten nach Mollwitz geschickt, den Grafen Belleisle. In diesem stolzen, hochfahrenden Manne hatte sich gleichsam aller Haß des Reichsfeindes gegen Deutschland, wie in einem Brennpunkte, gesammelt. Er hatte eine Denkschrift verfaßt, worin der ganze Vernichtungsplan gegen Oesterreich entworfen und jedem Verschworenen der Raubantheil bestimmt wurde. Der steinalte Cardinal-Minister Fleury hatte die Denkschrift gebilligt, und sie allen verbündeten Höfen mittheilen lassen.

Den Anstoß zu dieser Denkschrift gab jedoch kein Franzose, sondern ein Deutscher, nämlich der König von Preußen, Friedrich II.

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er den Franzosen Camas nach Versailles geschickt, um seine Dienste gegen Oesterreich anzubieten. Der alte Reichsfeind zögerte nicht, die dargebotene Hand jenes deutschen Fürsten zu ergreifen.

Friedrich empfing den stolzen Grafen Belleisle mit berechneter Freundlichkeit und Herablassung. Die französischen Sitten des deutschen Königs gefielen dem Grafen ganz außerordentlich. In des Fürsten Umgebung hörte er nur französische Laute, gewahrte er nur französisches Wesen. Der Graf glaubte, zu träumen und sich nicht im Herzen Deutschlands, sondern in Frankreich zu befinden.

Nicht minder entging ihm Friedrichs Scharfsinn, dessen Schlauheit und Gewandtheit zur größten Vorsicht mahnten.

Beide Männer verhandelten oft und lange miteinander. Nur Boyer, Marquis d'Argens, Friedrichs Vertrauter, durfte an diesen Besprechungen Theil nehmen, welche bisher zu keinem Resultate führten. Endlich hatte der König seinen Entschluß gefaßt, und erwartete Belleisle zur entscheidenden Besprechung.

Friedrichs Anzug war ganz nach französischem Geschmacke gewählt, und sein Haupt nach französischer Sitte frisirt. Der Boden des Zeltes war mit kostbaren Teppichen belegt, und allerlei Prunk und Flitter glänzte in dem Gemache. Die Zeltvorhänge waren etwas zurückgeschlagen und gestatteten einen Blick über das Lager. Auf dem Tische lagen einige Papiere, in denen Friedrich, bis zum Erscheinen Boyers, gelesen hatte.

„Daß ich es nicht vergesse, Boyer, — es wurden mir vor einigen Tagen zwei Ungarn vorgestellt. Sie kamen mit Schmettau und Kaub aus Wien, in der Absicht, für die Losreißung Ungarns von Oesterreich zu wirken. Graf Boskay ist ein stattlicher Mann, ein „herrlicher Lümmel," wie mein Vater würde gesagt haben, den er mit Gold aufgewogen hätte, um einen thurmhohen Flügelmann zu bekommen. Mir gilt der ausgezeichnete Reiter weit mehr, als der Lümmel. Ja ich bewunderte Boskays Reitkunst und hatte Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Pferdezucht und im praktischen Reiterdienste wahr zu nehmen. Boskay wäre ganz der Mann für uns. Sie wissen, wie unsere Reiterei im Argen liegt. Des Grafen Kenntnisse dürften die besten Dienste leisten. Wäre es nicht möglich, den Ungar zu gewinnen?"

„Kaum Sire! Die beiden Grafen schwärmen für

Ungarns Unabhängigkeit. So viel ich bemerkte, kamen sie hierher, um Einsicht in die diplomatischen Karten zu gewinnen, und darnach ihre Maßregeln zu treffen. Vielleicht dürfte Ihnen Boskay in Ungarn bessere Dienste leisten gegen Oesterreich, als an der Spitze Ihrer Reiterei."

Ueber des Königs Angesicht glitt jenes feine listige Lächeln, das zuweilen zum Verräther seiner Gedanken wurde.

„Ein ungarischer Aufstand möchte allerdings meinen Alliirten willkommen sein, — mir ist er gleichgültig. Oesterreich wird ohnehin klein geschlagen, — Ungarn soll aber Maria Theresia verbleiben. Vertrauen Sie dies dem Grafen. Ein so geweckter Kopf, wie Boskay, wird einsehen, daß in der preußischen Armee mehr Vortheil und Ruhm zu gewinnen ist, als in Ungarn, über dessen Schicksal der Spruch bereits gefällt wurde."

„Ich werde in diesem Sinne thätig sein. — Aber, Sire, eine freie Bemerkung! Ich habe die Denkschrift Fleurys gelesen, — wiederholt gelesen, und jedesmal gefunden, daß ihre Verwirklichung Frankreichs Oberherrlichkeit in Europa fest begründet. Flandern, Luxemburg, die Rheinlande bestimmt Frankreich für sich, — Schlesien für Preußen, — Mähren für Sachsen, — Böhmen und die Kaiserkrone für Baiern, — in Toscana,

Parma, Piacenza und Lombardien sollen sich Spanien und Sardinien theilen. Den kleinen Ueberrest soll Maria Theresia der Gnade Frankreichs zu verdanken haben. Hat nun Frankreich, durch Angliederung der reichsten Provinzen Oesterreichs, seine Grenzen erweitert, ist der alte Kaiserstaat zu Grunde gerichtet und der neue Kaiser Frankreichs Geschöpf, — dann, glaube ich, hat Preußen keine Ursache, mit dieser Veränderung zufrieden zu sein."

„Ihre Ansicht wäre demnach, Marquis?"

„Daß Frankreichs Uebermacht allen Staaten gefährlich wird."

„Es wäre also gerathen, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, und sich mit ihr gegen Frankreich zu verbinden."

„Nun ja, — unter der Bedingung, daß Schlesien an Preußen fällt."

„Wissen Sie nicht, daß Maria Theresia diesen Antrag zurückwies? Nein, Körbe sind nicht nach meinem Geschmacke, selbst dann nicht, wenn sie aus der Hand der schönsten Frau des Jahrhunderts kommen. — Was die schwere Krone Carls des Großen auf dem schwachen Kopfe des bairischen Kurfürsten anbelangt," setzte er lächelnd bei, „so dürfte sie uns eher ein

Gegenstand des Spottes oder Mitleids, als der Furcht sein."

Vor des Königs Zelt fuhr ein prächtiger, mit Sammt und Seide ausgeschlagener Staatswagen, von vier schönen Pferden gezogen. Das Lederzeug der Pferde glänzte von Gold und Silber; sogar an verschiedenen Stellen des Prunkwagens schimmerte edles Metall. Graf Belleisle, ein stattlicher Mann, mit schwarzen, scharfen Augen und ernsten Mienen, stieg aus dem Wagen. Jetzt rauschte er in den seidenen Gewändern, mit stolzem Wesen und hochaufgerichtetem Haupte, durch den Zelteingang, wo ihn der König, strahlend von Freundlichkeit und Herablassung, empfing.

Nach Abwickelung einiger Förmlichkeiten entstand eine kurze Pause; die Pause bildete den Uebergang zum Zwecke der Zusammenkunft.

„Meine Gesinnungen sind Ihrem Hofe bekannt, Herr Graf," sagte Friedrich, als Belleisle zart den Wunsch andeutete, die Intentionen Preußens in dem bevorstehenden Kampfe kennen zu lernen. „Durch meinen Gesandten Camas, habe ich dem Herrn Cardinal-Minister meine Ansichten ausführlich entwickeln lassen."

„Und Ihre damals entwickelten Ansichten haben sich nicht verändert, Sire?"

„Nein! Der schlesische Krieg beweist, daß ich mein Programm auszuführen begonnen habe. Ich habe Fleurys Denkschrift überlegt und acceptire sie vollständig. Aber bis jetzt stehe ich allein im Kampfe gegen Oesterreich. Ich schmeichle mir jedoch, daß Frankreichs Versicherungen bald zur That werden."

Belleisle überdachte einen Augenblick den Sinn der letzten Worte. Er kam zu dem Resultate, daß Friedrich an dem Ernste Frankreichs zweifle, nicht blos durch Subsidien und Versprechungen, sondern auch durch ein starkes Heer an dem Kampfe gegen Oesterreich sich zu betheiligen. — Indem Friedrich dem französischen Botschafter diese Ansicht beibrachte, täuschte er ihn gründlich bezüglich seiner Absichten.

„Ich habe mir die Verhältnisse genau überlegt, und bin zu dem Entschlusse gekommen," fuhr der König fort, „in keine bindenden Zusagen mich einlassen zu dürfen, bis der Ernst des Hofes von Versailles zweifellos fest steht."

Allein der Grund, sich nicht zu binden, entsprang keineswegs dem Zweifel an der Aufrichtigkeit Frankreichs zur Bekämpfung Oesterreichs, sondern der Absicht, durch keine Versprechen sein Interesse zu schmälern.

Belleisle ahnte nicht, daß der jugendliche Fürst,

welcher mit der unbefangensten Miene vor ihm saß, ihn getäuscht habe.

„Und welche Bürgschaft verlangt Eure Majestät für den Ernst Frankreichs?"

„Die ganze Machtentwickelung desselben," antwortete Friedrich bestimmt. „Frankreich werfe zwei Heere nach Deutschland. Das eine an den Niederrhein, um Oesterreich Flandern und Luxemburg zu entreißen, — das zweite an die Donau, zur Unterstützung des für die Kaiserkrone bestimmten Kurfürsten von Bayern. Sodann erwarte ich, daß Frankreich die Krone Schweden zum Angriffe gegen Rußland bewege, damit jene Macht verhindert werde, der Königin von Ungarn Hilfe zu leisten. Endlich ist es nothwendig, Sachsen, das schwankende Sachsen, fest an die Allianz zu knüpfen. Man biete dem Könige-Churfürsten von Sachsen-Polen außer Mähren ein Stück von Oesterreich [1])."

Belleisle hatte mit ungetheilter Aufmerksamkeit diesen Vernichtungsplan des deutschen Königs gegen Oesterreich angehört. Und jetzt drückte er seine vollste Uebereinstimmung aus. Enthielten ja diese Forderungen des deutschen Königs die Bedingung, der ganzen

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 78.

Machtentwickelung des Erbfeindes Deutschlands, zur Zertrümmerung des mächtigsten deutschen Staates, — Oesterreichs, das seit Jahrhunderten die deutschen Marken geschirmt gegen Frankreichs Gelüste. —

Graf Belleisle sollte das Lager bei Mollwitz nicht verlassen ohne günstige Eindrücke für das preußische Heerwesen. Darum gab Friedrich dem Franzosen das Schauspiel der Eroberung der kleinen Veste Brieg.

Diese Veste, in einiger Entfernung von Mollwitz gelegen, wurde von tausend Mann Oesterreichern, unter dem Befehle des Grafen Piccolomini, vertheidigt. Nach verschiedenen Bewegungen und Manövern, die alle mit größter Pünktlichkeit ausgeführt wurden, ließ Friedrich die kleine Festung aus allen Stücken beschießen. Unausgesetzt flogen Zündkugeln und Bomben in das Städtchen, — sieben Tage lang. Die tapfere Besatzung ergab sich nicht. Den König verdroß die Mannhaftigkeit der Oesterreicher. Noch zerstörender und furchtbarer wirkte die Kanonade. Rauchsäulen wirbelten aus den brennenden Gebäuden empor, und glühende Lohe färbte den nächtlichen Himmel. Auch das schöne Schloß, von den piastischen Herzogen im XVI. Jahrhundert erbaut, brannte nieder. Endlich übergab die wackere Besatzung den Trümmerhaufen.

Den Franzosen erfreute in der That das siebentägige blutige Schauspiel. Deutsche Kugeln hatten vor seinen Augen eine deutsche Stadt zerstört, — deutsche Soldaten hatten ihre Brüder getödtet. Ein deutscher König hatte einer deutschen Königin seine vaterländische Gesinnung zu erkennen gegeben; — köstliche Genüsse für den Franzosen!

Belleisle nahm den Eindruck mit, daß ein deutscher Fürst von Geist die Brandfackel in dem eigenen Hause schwinge.

Ob der Franzose auch die namenlose Schmach dieser Gesinnung Friedrichs II. in Erwägung gezogen?

„So, das ist also der Brei, den die Herren zusammengekocht haben," — sprach Andreas, Graf von Bath, indem er mit den größten Schritten, deren die Beine des kleinen Mannes fähig waren, in dem Zelt-Gemache hin und herging. „Ein schmähliches, ein ekelhaftes diplomatisches Gebräue! Oesterreich reißen die Federfuchser in tausend Stücke. Sie vertheilen diese Stücke an Franzosen, Preußen, Sachsen, Baiern, Spanier, Sardinier, — an die ganze Welt! — Ungarn aber soll noch fester an das Haus Habsburg gekettet werden. Ungarn soll nicht frei, nicht Herr seines Geschickes sein. Wer hat diesen Herren das Recht gegeben, über das Schicksal eines ganzen Vol-

kes zu entscheiden? Nein, — nein, daraus wird nichts! Niemand soll über Ungarn bestimmen, als Ungarn selbst. Morgen kehren wir nach Hause zurück. Wir wollen ganz Ungarn allarmiren. Wir wollen diesen hochfahrenden Franzosen, und diesen verrätherischen Deutschen zeigen, daß jene Kraft unseres Volkes nicht erlahmte, welche dereinst dem mächtigsten Herrn der Erde, dem deutschen Kaiser, Tribut auferlegte."

Graf Boskay hörte diese Auslassung des erregten Freundes ruhig an. Er saß auf einem Feldstuhle, den Rücken an den Pfosten gelehnt, und die Beine nachlässig ausgestreckt. Auf seiner Brust glänzte, wie ein Orden, der Diamantknopf jener goldenen Nadel, womit seine schöne Retterin das zerrissene Kleid ihm anheften ließ. Er trug diese Nadel bei jeder feierlichen Gelegenheit.

Er hielt die Nadel oft in der Hand, betrachtete sie, drückte dieselbe sogar an seine Lippen. Und damit lebte jenes Begegnen lebhaft in seiner Erinnerung auf; sie stand vor ihm mit den strahlenden Augen, in holder Anmuth, in jener unvergleichlichen Majestät. Keinen Augenblick hatte er die Hoffnung aufgegeben, sie wiederzufinden, und es zog ihn nach Wien zurück, um die genauesten Erkundigungen zu beginnen. Allein er wollte dem Drängen des Herzens die Pflichten

gegen das Vaterland nicht unterordnen. Wenn die gegenwärtigen politischen Verhältnisse zum Wohle Ungarns ausgebeutet seien, erst dann, so hatte er beschlossen, sollte er Wien wiedersehen.

Auch gegenwärtig mochte sein Geist mit dem geliebten Gegenstande sich beschäftigen; denn er hörte kaum Baths heftigen Erguß. Träumerisch sah er vor sich hin, und erst, als Andreas schwieg, schaute er zufrieden lächelnd zu ihm auf.

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte der Kleine, indem er mit verschränkten Armen vor ihm stehen blieb.

„Ich sage, daß Du einmal wieder tüchtig gepoltert hast."

„Und ich sage, daß Du einmal wieder tüchtig geträumt hast. Ich wette, Du hast kein Wort von dem gehört, was ich sagte. Ich kenne Dich nicht mehr, Stanislaus! Jene Erscheinung auf dem Wahlfahrtsberge zu Wien, macht Dir Alles gleichgültig, — sogar Dein Vaterland."

„Weil ich weniger lärme, aber vielleicht mehr denke, als mein Freund Brausekopf?"

„Gut, — was hast Du eben gedacht?"

„Wie ich am Schicklichsten die Reitergenerals-Uniform bei Seite schieben kann, welche mir der König von Preußen anbieten ließ."

Der Kleine machte große Augen.

„Du verwunderst Dich? Hat der Preußenkönig eine bessere Meinung von Deinem Freunde, als Du?"

„Weil er Dir zugemuthet, in seine Dienste zu treten? Hm! — Deine Entscheidung?"

„Wie kannst Du fragen? Ein Boskay dient keinem Emporkömmling, wie der König von Preußen ist," antwortete der Magnat stolz. „Aber die Einladung des Grafen Belleisle, an den Hof nach München, habe ich angenommen."

„Und ich habe dieselbe Einladung zurückgewiesen. Unverschämte Zumuthung, — als Staffage im Gefolge des französischen Gecken zu dienen!"

„Du sprichst übereilt," sagte Boskay ruhig. „Dem Grafen Belleisle mag der erhöhte Glanz seines Gefolges am Herzen liegen. Der Hochmuth dieses Mannes läßt auf eine geheime Absicht schließen. Lassen wir ihm diese Spielerei. Jedenfalls hat der schlaue Franzose noch andere Gründe für seine Einladung. Der Denkschrift zum Trotze, möchte er Ungarn in die Verschwörung gegen Maria Theresia verwickeln. Er ließ so etwas durchblicken, und auch die Andeutung, daß sich die Denkschrift im Interesse Ungarns verändern lasse."

„Nein, Stanislaus, nein!“ rief der Kleine abwehrend. „Ich muß Dir offen bekennen, daß mir diese schlauberechnete, tückisch angelegte Verrätherei gegen ein schwaches, hilfloses Weib wirklich ekelhaft, namenlos niederträchtig erscheint. Diese Höfe von Paris, von Berlin, von Dresden, kurz alle Verschworenen, haben durch die pragmatische Sanction Maria Theresia den Vollbesitz ihrer Länder gewährleistet, — eidlich, feierlich, vertragsmäßig gewährleistet. Und nun diese Treulosigkeit, dieser Treubruch! Nein, — unsere gute, reine Sache soll sich mit einer solchen Verrätherei nicht beschmutzen.“

„Du findest diese Verschwörung niederträchtig, schlecht und ehrlos? Wie mich das freut, Andreas!“ rief der Magnat, dem Kleinen warm beide Hände drückend. „Mir ist das Ding längst schon ganz erbärmlich vorgekommen.“

„Und doch willst Du nach München, an den Hof des künftigen französischen Gnaden-Kaisers?“

„Ja ich will, — um dieses „„ekelhafte diplomatische Gebräue,““ wie Du vorhin das politische Gewebe nanntest, bis zur tiefsten Hefe kennen zu lernen. Und dann, Andreas,“ fuhr der Magnat mit leuchtenden Blicken fort, „wollen wir mit unseren guten ungarischen Klingen jenes Gewebe entzweihauen. Mein

Plan ist noch nicht ganz reif. Ein gründlicher Blick in die politischen Verhältnisse wird ihn reifen. Aber klar ist mir, — unwidersprechlich klar, daß Maria Theresia ihren Rettern die gewährleisteten Forderungen nicht verweigern kann.“

Der Kleine sah Boskay einige Secunden schweigend an. Sodann reichte er ihm stumm die Rechte.

Carl Albert.

Die gegenwärtige Verschwörung der Cabinette gegen Oesterreich war nur eine Wiederholung jener furchtbaren Allianz, welche Ludwig XIV., ein Menschenalter früher, gegen das deutsche Reich hervorgerufen.

Frankreich hatte damals die ganze romanische Race gegen Deutschland bewaffnet.

Frankreich wollte Herr und Gebieter in ganz Europa sein. Europa sollte in eine französische Universalmonarchie verwandelt werden. Ludwigs Thatkraft und Schlauheit durften sich schmeicheln, dieses Ziel zu erreichen.

Bereits war es ihm gelungen, die romanische Welt, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien unter seinem Banner zu vereinigen. Auch Belgien gehorchte seinen Befehlen. Aber dies genügte ihm nicht. Nach seiner Ansicht konnte Deutschland den Kampf mit ganz Europa aufnehmen. Das einige Deutschland

war ihm unüberwindlich, — nur das getheilte konnte besiegt werden.

Seine goldbeladenen Esel kamen nach Deutschland. Und die goldene Aussaat trug Früchte fluchwürdiger Verrätherei. Die Herzoge von Wolfenbüttel und Lüneburg, die Kurfürsten von Baiern und Cöln traten in französischen Sold.

An der Spitze dieser gewaltigen Armeen standen die besten Feldherren der Welt, — die Marschälle Frankreichs.

Man sieht, nicht alle deutschen Fürsten hatten Sinn für Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes. Und Jene, welche dieser verrätherischen Politik nicht huldigten, verzweifelten an der Möglichkeit, der drohenden Gefahr Widerstand leisten zu können.

Nur ein Mann wagte es, den Fehdehandschuh aufzuheben, welchen ihm — Europa vor die Füße warf. Dieser Mann war ein Habsburger, — Kaiser Leopold I.

Ohne Zweifel, — der tiefe Ingrimm aller Feinde deutscher Nation gegen das Haus Habsburg ist ein wohlbegründeter; denn dieses altehrwürdige, ehr- und ruhmreiche Kaiserhaus setzte jederzeit den letzten Mann und den letzten Gulden ein, zur Rettung deutscher Ehre und deutscher Selbstständigkeit.

Als Leopold I. den Armeen des französischen Eroberers und seiner Verbündeten entgegentrat, hatten die vorausgegangen blutigen Türkenkriege die Finanzen erschöpft und das Heer decimirt. Leopold stand machtlos dem bewaffneten Europa gegenüber. Die vorzügliche Stärke des Habsburgers war das Pflichtbewußtsein des deutschen Kaisers, bis zum letzten Blutstropfen der drohenden Unterdrückung und französischer Oberherrlichkeit sich zu erwehren.

Seine größte Kraft aber bestand in seinem bewunderungswürdigen Gottvertrauen, und in dem Glauben an den Sieg der guten Sache.

Es ist merkwürdig, den Kaiser in dem Augenblicke zu betrachten, als er den Kampf gegen die romanische Welt und die deutschen Verräther beschloß. Leopold kniete vor dem Lieb-Frauen-Altare in der Kirche zu Mariazell, das Cruzifix in der Hand, und betete also:

„O mein Heiland, ich bekenne hier vor Deiner Majestät, daß ich aus keinem eiteln Ehrgeize meine Armee in's Feld schicke, oder ungerechter Weise Land und Leute zu gewinnen suche; denn Du weißt, Herr! daß ich mit Allem, was Du mir gegeben, wohl zufrieden bin. Ich hoffe zu Dir, daß Dir mein gutes Absehen wohl gefallen möge, und daß Du deßhalb

meine Waffen führen und segnen wirst. Ich bezeuge auch hiermit, daß ich zu diesem Kriege gänzlich gedrungen werde, und wirst Du daher das Blut, welches vergossen werden wird, von mir nicht wieder fordern. Auf Dich, mein Gott, hoffe und vertraue ich[1]."

So betete der Kaiser.

Man stelle den französischen König mit seiner Eroberungsgier, — mit seiner Gewissenlosigkeit und seiner politischen Verruchtheit, — man stelle Ludwig XIV. und seinen deutschen Anhang neben diesen betenden Kaiser in der Kirche zu Mariazell, und man umgibt einen frommen Helden mit einer Schaar von Elenden.

Aber es ist nothwendig, einen Mann näher zu zeichnen, welcher dem Herzen Leopolds die tiefste Wunde geschlagen.

Max Emanuel, Kurfurst von Baiern, wurde von Leopold mit Ehren überhäuft. Der ehrsüchtige Baier trachtete nach dem Feldherrnstabe in den Türkenkriegen. Der Kaiser übergab ihm den Feldherrnstab und jährlich 400,000 Thaler Subsidiengelder.

Max Emanuel war nicht blos ehrsüchtig, sondern auch prachtliebend. Das arme Baiern konnte

1) Theatrum Europ. XVI. p. 57.

die Mittel zur Befriedigung des gewünschten Luxus nicht gewähren. Der Kurfürst gerieth in tiefe Schulden. Durch den Kaiser wurde Max Emanuel General-Gouverneur in den Niederlanden mit einen monatlichen Gehalte von 75,000 Thalern.

Die Güte Leopolds war noch nicht erschöpft. Er gab ihm seine vielumfreite Tochter, die Erzherzogin Maria Antonia, zur Gemahlin.

Den Kurfürsten fesselten demnach unzerreißbare Bande der Dankbarkeit an den Kaiser.

Und was that Max Emanuel?

Er verrieth den kaiserlichen Wohlthäter und trat zu Ludwig XIV., dem Reichsfeinde, über.

Er that noch mehr.

Durch französisches Gold und lockende Versprechungen geblendet, versprach er, die deutschen Reichsstände dem Kaiser abtrünnig zu machen und in Frankreichs Dienste zu bringen.

Max Emanuel hatte kein Gefühl der Dankbarkeit und keinen Sinn für deutsche Ehre.

Der ebenbürtige Sohn dieses Max Emanuel war Carl Albert, an dessen Hof sich jetzt der französische Botschafter, Graf Belleisle begab.

Ludwig XV. hatte das Eroberungs-Programm Ludwigs XIV. abermals in die Hand genommen.

Wiederum gab es Verräther an deutscher Ehre und und Freiheit, wie damals. Der größte unter diesen war Friedrich von Preußen. Dann kommt Carl Albert.

Wie damals Ludwig XIV. die Romanen und Deutsche gegen Oesterreich in den Kampf geführt, so sammelte jetzt Ludwig XV. Spanien, Italien, Preußen, Baiern und Andere gegen den Hort deutscher Unabhängigkeit, gegen das Haus Habsburg.

Ludwig XIV. hatte Max Emanuel versprochen, die Kaiserkrone vom Haupte seines Schwiegervaters zu nehmen, und sie ihm zu schenken. Dasselbe Versprechen leistete Ludwig XV. dem Sohne jenes Max Emanuel, dem Carl Albert.

„Kein anderes deutsches Haus," sagt die erwähnte französische Denkschrift, „taugt für die Uebernahme der Kaiserkrone so gut, als das kurbairische. Im Bunde mit Frankreich hat es bisher nichts als Verluste und Gefahren davongetragen; — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo man seine alte Anhänglichkeit durch Beförderung zur Kaiserkrone belohnen soll."

Und was that Carl Albert? Stieß er mit Verachtung und gerechtem Mannesstolze das lockende Geschenk des Verrathes zurück?

Er schrieb im Januar 1741 an den Cardinal-Minister Fleury:

„Der Zeitpunkt naht heran, welcher über das Schicksal des getreuesten aller Verbündeten Ihrer Majestät von Frankreich entscheiden, und Eurer Eminenz Gelegenheit verschaffen wird, der Regierung Ihres Königs ewigen Ruhm zu verschaffen; denn sollte es für Eure Eminenz und für Dero erhabenen König nicht glorreich sein, wenn Sie die Kaiserkrone auf das Haupt eines Fürsten setzen, welcher sowohl aus Herzensdrang, als aus Dankbarkeit sich stets bestreben wird, die Interessen des deutschen Reiches ganz mit denen Frankreichs zu vereinigen? Auf Sie, Herr Cardinal, den ich immer liebte und als meinen Vater ehrte, setze ich mein ganzes Vertrauen, und es wird mein höchster Stolz sein, daß der Tag, an dem ich zum Kaiserthum erhoben werde, zugleich als der ruhmwürdigste Ihrer Verwaltung vor der Nachwelt strahlen muß [1])."

Indem Carl Albert diesen Brief schrieb, fügte er das schmutzigste Blatt der bairischen Geschichte ein.

Nachdem Belleisle den König von Sachsen-Polen für den großen Verschwörungs-Bund gegen Oesterreich gewonnen, eilte er nach Nürnberg. Dort unterhandelte der Graf mit dem bayrischen Minister wegen seines

---

1) Schlosser, Gesch. d. XVIII. Jahrh. II. S. 10.

Empfanges in München. Er forderte, daß man ihn wie einen Protector, ja wie den Kurfürsten selbst empfange. Die Forderung wurde gewährt.

Ende April, umgeben von königlicher Pracht, erschien der übermüthige Franzose in Baierns Hauptstadt. Das Volk lief zusammen, den stolzen Grafen zu sehen. Der Kurfürst, von seinem ganzen Hofstaate begleitet, war dem Grafen bis vor das Thor entgegengefahren, und zwar in demselben Staatswagen, den er von Frankreich zum Geschenk erhalten hatte. Des Kurfürsten goldgestickter Rock stammte gleichfalls aus Paris, sogar die Tressen seiner Bedienten und Pagen. Der ganze Hof glänzte in französischem Flitter. Belleisle sah den Flitter und lächelte. Er dachte an die 400,000 Livres, welche der bairische Geschäftsträger, Baron Grimberghen, in Paris für seinen Herrn empfangen hatte. Und Belleisle wußte, daß sich jene 400,000 Livres, schon zu Paris, in diesen Flitter verwandelt hatten [1]).

Carl Alberts unterwürfiger Empfang hatte den hochfahrenden Franzosen vollständig befriedigt.

Belleisle kam nicht leer. Seine Taschen stacken voll hoher Wechsel; dem Kurfürsten sehr gelegen.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 84.

Sein Vater hinterließ eine Schuldenlast von dreißig Millionen, und Carl Albert vermochte es nicht einmal, die Bedürfnisse für seine Prunksucht und Verschwendung aus dem armen Lande herauszupressen. In seinen Geldnöthen war er bis zur Prägung schlechter Thaler gekommen. Aber das schlechte Geld wurde verrufen und der Kurfürst kam nicht aus der Klemme. Dennoch wimmelte sein Hof von Pagen, Lakaien, Spießträgern und Kammerdienern. Er verschwendete das Mark seines Landes mit Festen, Jagden, italienischen Opern, französischen Comödien, Tänzern und Tänzerinnen. Im Rausche der Vergnügungen hörte Carl Albert das Gestöhn seiner Unterthanen nicht, welche dem furchtbaren Steuerdrucke erlagen. Und als es auf diesem Wege nicht mehr ging, schöpfte der lebenslustige Herr aus jenen Kassen, welche öffentlichen Anstalten der Wohlthätigkeit gewidmet waren. Sogar die kurfürstlichen Reichskleinodien hatte Carl Albert vergessen, welche an Amsterdamer Kaufleute verpfändet waren.

Seitdem nun der Baier in Frankreichs Dienste getreten, öffneten sich ihm die unerschöpflichen Hilfsquellen jenes Landes. Und er schöpfte wacker aus diesen Quellen. Jeden Augenblick verlangte er Geld in Paris, — und Frankreich besoldete seinen Vasallen gut.

Die vollen Taschen des Grafen Belleisle versetzten Carl Albert in die beste Laune. Die Ebbe der kurfürstlichen Kasse wurde plötzlich in eine Springfluth verwandelt. Es gab glänzende Feste. Alles schwamm in Freude und Lust. Die Tänzerinnen entwickelten alle Meisterschaft ihrer Kunst, die italienische Oper, die französische Comödie spannten alle Kräfte an, — und der Kurfürst merkte nicht, daß er in der beginnenden deutschen Tragödie die schmachvollste Rolle übernommen hatte.

Während dieser glänzenden und verschwenderischen Hoffeste benütze Belleisle jede Gelegenheit, die einzelnen Fäden seiner Plane in das Gewebe einzufügen, das schließlich durch einen Staatsvertrag den befestigenden Abschluß erhalten sollte. Alle Personen in des Kurfürsten nächster Umgebung waren gewonnen. Carl Albert vermochte es kaum, den Augenblick zu erwarten, der ihn vertragsmäßig unter Frankreichs Protectorat stellte.

Nicht minder thätig, als Graf Belleisle, waren die beiden ungarischen Grafen. Belleisle hatte sie dem Kurfürsten als die Abgesandten Ungarns vorgestellt. Carl Albert erkannte recht gut die Wichtigkeit jenes tapferen Volkes in dem nahen Kampfe gegen Oesterreich. Er zeichnete die Magnaten bei

jeder Gelegenheit aus. Sie mußten in seinem Schlosse wohnen, bei allen Hoffesten erscheinen. Die Umstände klug benützend, gelangten sie allmälig zur Kenntniß des ganzen zwischen Frankreich und Baiern abgekarteten Planes. Zum Ueberflusse war es ihnen gelungen, des Fürsten Geheimsecretär zu gewinnen, dessen Dienstbarkeit ihnen volle Klarheit der Verhältnisse vermittelte.

Der Eindruck, welchen die Person des Kurfürsten und seines Hofhaltes auf sie hervorbrachte, war ein sehr ungünstiger.

„Ich reiste ein ganzes Jahr in Frankreich und lebte vier Monate in Paris," sagte Boskay seinem Freunde Bath. „Aber ich muß Dir offen gestehen, daß mir selbst in der Hauptstadt des Luxus eine sinnlosere Verschwendung nicht vorgekommen ist, als an diesem armen kurbairischen Hofe. Welche Masse von Leckereien auf der Tafel, — welche luxuriöse Verschwendung in den Trachten, — welch' ein Heer von Lakaien, Pagen, und dergleichen Volk! Und die Zoten und Possen im Theater, — dieses Getriller italienischer Gurgeln in der Oper! Man meint, der Kurfürst habe es darauf abgesehen, Land und Leute zu verprassen."

„Du weißt ja," sagte der Kleine, „Carl Albert schöpft aus französischen Goldgruben."

„Um so schmählicher„, versetzte Boskay. „Er verkauft Ehre und Fürstenwürde, er verräth sein Vaterland an dessen Erbfeind, zur Befriedigung seiner Genußsucht und seines verdammungswürdigen Ehrgeizes."

„Ja, — und bei allem Ehrgeize dennoch eine erbärmliche Bettelhaftigkeit! Ich habe zufällig in diese Bettelhaftigkeit einen merkwürdigen Blick gethan. Gestern hängt sich so ein geputzter Affe, — so eine Art von Major domus an mich. Der freundliche Mann will mir den Prunk seines Herrn zeigen. Er führte mich durch einige, mit französischem Trödel, geschmacklos angefüllte Zimmer. Wir gelangen in einen Saal. Diesen Saal öffnet der Mann mit einer Wichtigkeit, als stecke er den Schlüssel in die Thüre einer Schatzkammer. Was sehe ich hier? An den Wänden hin stehen gewaltige Schränke. Mein Führer öffnet sie."

„„In diesen Schränken, erklärte er, sind alle Kostbarkeiten bewahrt, welche kurfürstliche Hoheit bei der Krönungsfeier in Frankfurt gebrauchen wird. Alle diese Kostbarkeiten kommen aus Paris, — was sich eigentlich von selbst versteht; denn in Deutschland bringt man solche feine Dinge nicht fertig. — In diesem

Schranke sehen wir goldene Tressen, Seiden- und Goldstoffe zu Gewändern für kurfürstliche Hoheit. Dieser Schrank enthält sechs goldbrokatene Kleider und zwei reichgestickte Schlafröcke für unseren erlauchten Herrn. Hier liegen zweihundert Pfund Seiden-, Gold- und Silberstoffe für die kurfürstlichen Prinzessinnen. Alles aus Paris, mein Herr! Dieser Schrank enthält achtzig Paare in Gold und Silber gestickte Schuhe, — aus Paris, versteht sich! Hier liegen mehrere Hundert Ellen Tuch, Gallonen, und Tressen für Lakaien und Pagen, — und all' diese Herrlichkeit aus Paris wird beim Krönungszuge in Frankfurt prangen. — Dieser Schrank ist angefüllt mit kostbaren Putzwaren, mit goldenen Uhren und feinem Porzellangeschirr. Und dieser Schrank endlich enthält goldumrahmte Riesenspiegel für unseren kaiserlichen Herrn [1]).""

„Kostbare Dinge! sagte ich. Baiern muß ein sehr reiches Land sein, daß kurfürstliche Hoheit solche Werthsachen zu erschwingen vermag."

„„O mein Herr!"" sagte der Mann. „„All dies hat Baiern keinen Heller gekostet. Ich habe Ihnen

---

1) Gfrörer, Gesch. XVIII. Jahrh. B. III. S. 85.

nur die Geschenke des Königs von Frankreich für meinen gnädigsten Herrn gezeigt.''''

Einige Tage später schritt Graf Bath im Zimmer Boskays unruhig hin und her. Zuweilen las er in einem Schriftstücke, welches er dann, wie eine kostbare Urkunde, sorgfältig zusammenfaltete und wieder in die Tasche schob. Dann öffnete er ungeduldig das Fenster und sah auf die Straße hinab. Er zog brummend den Kopf zurück, schloß das Fenster, zog das Schriftstück wieder hervor, las, schob es wieder in die Tasche, und öffnete abermals das Fenster.

„Wo bleibt er nur? der Boden brennt mir unter den Füßen!"

Und neuerdings begann der Kreislauf der beschriebenen Handlungen.

Endlich kam Boskay, aufgeregt und stürmisch.

„Denke Dir, was mir eben begegnete," begann er lebhaft. „Ich stehe vor der Bude eines Trödel-Krämers. Ich betrachte die tausend Dinge aus der alten und neuen Zeit, welche bunt durcheinander liegen und hängen. Der Krämer stand in seiner Bude und strich das Geld ein, von einem Herrn auf das Brett gezählt. Ich betrachte ein altdeutsches schönes Gemälde. Durch jenes Bild angezogen, dringt mein Blick tiefer in die Bude. Und was sehe ich da? —

Das Porträt meiner geheimnißvollen Retterin auf dem Wallfahrtsberge bei Wien. In diesem Augenblicke nimmt der Herr das Porträt vom Nagel und entfernt sich."

„Woher hat Er jenes Bild? fragte ich den Krämer."

„„Nun, — sagte er, das Bild habe ich gekauft.""

„Von wem?"

„„Von wem, kann ich dem Herrn nicht sagen. Ich führe keine Liste über Käufer und Verkäufer.""

„Weiß Er auch, wen jenes Bild vorstellt?"

„„Wen es vorstellt? Ja. Den Erzengel Raphael stellt es vor.""

„Das ist nicht wahr! Das Bild ist ein Porträt aus Wien."

„„So! — das wußte ich nicht,"" sagte der Mann gleichgiltig. „„Mir wurde es verkauft als der Erzengel Raphael, und so habe ich es wieder verkauft.""

„Und wem hat Er es verkauft?"

„„Ich kenne den Herrn nicht!""

„Ist das nicht zum Zerplatzen, Andreas? Der Krämer hat das Porträt meiner hochherzigen geheimnißvollen Retterin, — er verkauft es mir vor der Nase weg, — er verkauft es als den Erzengel

Raphael, — soll ich denn nie erfahren," — der junge Mann warf seinen Hut auf den Tisch und schwieg.

„Muß Deine Retterin gerade ein menschliches Wesen gewesen sein?" rief Andreas lachend, dem die erzählte Scene höchst komisch vorkam. „Wenn Gott dem Juden Tobias den Erzengel Raphael schickte zur Rettung, weßhalb soll er dem ungarischen Grafen Boskay nicht auch so einen Engel gesandt haben? Ich denke, Du kannst mit deinem Retter zufrieden sein, und auch mit dem Krämer, welcher Dir ein Licht aufsteckte, wer Dein Retter eigentlich gewesen."

„Gut," sagte Boskay, der es für klug fand, in den Scherz des Grafen einzugehen, „dann gelobe ich meinen Degen dem Dienste des Erzengels Raphael."

„Und Raphael steht im Dienste Marias, seiner Königin, welche die Schutzpatronin Ungarns ist," sagte Bath. — „Und hier, Graf Boskay," fuhr er fort, das Schriftstück hervorziehend, „ist die Abschrift des geheimen Vertrages zwischen Baiern und Frankreich. Ein häßliches Machwerk, — die Krone aller Schmach und Pflichtvergessenheit."

Boskay überflog die beschriebenen Seiten.

„Eine Herkulesarbeit", sagte er, „aus dieser Kanzleibrühe die Brocken herauszufischen. Du weißt

es sicher schon auswendig. Was ist der kurze Sinn?"

„Höre! — Die allerchristlichste Majestät von Frankreich verspricht dem Kurfürsten von Baiern den deutschen Kaiserthron. Weil aber das französische Geschenk Widerspruch finden könnte, darum schickt Frankreich dem Kurfürsten ein Heer von 60,000 Mann zu Hilfe. Frankreich besoldet dieses Heer, und gibt dem Kurfürsten monatlich drei Millionen Franken. Dagegen verspricht der französisch-deutsche Kaiser, Carl Albert, alle Städte und Länder, welche das französische Heer auf deutschem Boden besetzt, Frankreich vertragsmäßig zu bestätigen. Ferner verpflichtet sich diese kaiserliche Majestät, Luxemburg und die österreichischen Niederlande für ewige Zeiten an Frankreich abzutreten [1]. — Das ist der Vertrag!"

„Abscheulich, — niederträchtig, — ehrvergessen!" stieß Boskay hervor. „Wäre ich ein Deutscher, die Scham und Schmach würde mich unfehlbar tödten. Und jene verlassene, verrathene und verkaufte Frau, Maria Theresia, — ist Ungarns Köngin!"

---

1) Gfrörer, Gesch. XVIII. Jahrh. B. III. S. 87. ff.

„Zurück nach Wien!“ rief Bath entschlossen. „Wird uns Maria Theresia nur einigermaßen gerecht, dann wird und muß Ungarn seine Königin aus diesem Knäuel von Verrath und Tücke heraushauen.“

Maria Theresia.

Der Rath, welchen Friedrich II. zur raschen Vernichtung Oesterreichs dem französischen Botschafter gegeben, wurde pünktlich vollzogen.

Die französischen Heere schickten sich an, den Rhein zu überschreiten, und die Niederlande zu besetzen.

Zu den französischen Heeren am Rhein stießen die Truppen des Churfürsten von Cöln, eines Bruders Carl Alberts, und des Churfürsten von der Pfalz, eines Vetters desselben. Spanien und Sardinien standen auf dem Sprunge, Oesterreich in der Lombardei anzugreifen.

Auf Friedrichs weiteren Rath, hatte Frankreich Schweden zum Kriege gegen Rußland getrieben, damit die Czarin Anna der bedrängten Maria Theresia keine Hilfe bringen könne.

Carl Albert hatte ganz Baiern in ein Kriegslager verwandelt. Die Laien mußten eine Kriegssteuer

von 849,000 Gulden, die Geistlichen von 1,373,000 Gulden bezahlen, — ungeheure Summen für jene Zeit und das kleine Baiern.

Friedrich II hatte am 5. Juni endlich doch einen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen. Aus Freundschaft gegen Frankreich, verzichtete er auf seine Rechte an das Herzogthum Berg, und machte sich verbindlich, den Reichsfeind in allen seinen zu erobernden deutschen Besitzungen zu schützen. — Frankreich gelobte, den König und dessen Nachkommen mit aller Macht in dem schlesischen Raube zu erhalten. Dagegen versprach Friedrich, bei der bevorstehenden Kaiserwahl Carl Albert seine Stimme zu geben. Ausdrücklich und mit Betonung hatte Friedrich verlangt, daß die Franzosen noch vor August in das Feld rückten.

So stand fast ganz Europa in Waffen gegen Maria Theresia und bereit, über Oesterreich herzufallen.

Maria Theresia glaubte nicht einmal die Größe der Gefahr. Da Frankreich durch die pragmatische Sanction sich verpflichtet hatte, in allen ihren Besitzungen sie zu erhalten, so erwartete ihre Hochachtung vor Verträgen und Menschen nichts weniger, als einen Angriff von Seite Frankreichs.

Sie sollte jetzt bitter enttäuscht werden.

Als die beiden ungarischen Grafen Ende Juli zu

Wien eintrafen, fanden sie die alte Kaiserresidenz in großer Aufregung. Der Waffenlärm von Europa wiederhallte gefahrdrohend in ihren Mauern. Der übertreibende Leumund berichtete, die Franzosen seien über den Rhein gegangen, hätten sich mit den Baiern vereinigt, und rückten bereits gegen Wien los. Es entstand eine namenlose Verwirrung und Bestürzung. Die reichen und adeligen Familien flüchteten nach Ungarn. Die Bürger vergruben ihre besten Habseligkeiten. Die Geschäfte hörten auf, die Theater blieben geschlossen, alle Vergnügungen und Lustbarkeiten schwanden, — nur der Schrecken herrschte.

Die unterste Schichte der Wiener Bevölkerung gerieth in Gährung. Gassenhauer gegen Adel, Reiche und Geistliche wurden gesungen. Sogar Denkmünzen wurden geschlagen, mit der Inschrift:

Reichen zu trutzen,
Pfaffen zu stutzen,
Armen zu nutzen.

Der Pöbel, in Zeiten schwerer Noth jeden Augenblick geneigt, über die Besitzenden herzufallen, trieb immer tiefer in die revolutionäre Strömung hinein.

Maria Theresia war nicht, wie die Reichen und Adeligen, nach Ungarn geflüchtet, sondern in Wien geblieben. Sie wußte, daß ihre Gegenwart den geord=

neten Verhältnissen einigen Halt gab. Aber sie besaß keine Macht, die Ordnung zu stützen. Das österreichische Heer stand unter Neipperg in Schlesien, um Friedrich II. in Schach zu halten. Brachen nun wirklich die verbündeten Deutschen und Franzosen in ihr Land, so mußte die macht- und hilflose Königin es geschehen lassen, — schließlich sogar ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Aber wohin sollte sie flüchten?

Fast alle deutschen Höfe hatten sich gegen sie verschworen, — den grollenden Ungarn durfte sie ihre Person nicht anvertrauen.

In diesen schweren Bedrängnissen suchte und fand diese große Königin einzig Trost in der Macht ihres Glaubens, und ihres bewunderungswürdigen Gottvertrauens. Vor vierzig Jahren war ihr Großvater, Kaiser Leopold I., in ähnlicher Bedrängniß. Er sah hunderttausend rebellische Ungarn plündernd gegen Wien anrücken, indeß Max Emmanuel, jener Empörer gegen Kaiser und Reich, mit einem französischen Heere nahte, um vor Wien den Empörern die Hand zu reichen. Während die besonnensten Männer alle Fassung verloren, bewahrte Kaiser Leopold seine Ruhe und Siegesgewißheit, — denn beide gründeten auf des frommen Kaisers Gottvertrauen und auf der Ueber-

zeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache. Durch diesen Geist siegte Leopold. — Jener schweren Zeit gedachte Maria Theresia, und auch sie schloß sich fest an Gott. Täglich sah man das „schönste Weib ihres Jahrhunderts," und auch das sittenreinste, verschiedene Kirchen besuchen. Sie betete lange und innig vor den Altären. Auf ihre Vorstellung, hatte der Erzbischof Buß- und Fasttage angeordnet. Maria Theresia besuchte zu Fuß alle Kirchen, worin gepredigt würde, sie wohnte allen Bittprocessionen bei, und selbst der rohe Pöbel hatte Achtung vor so viel Frömmigkeit und Tugend.

„Den Wienern muß plötzlich der Teufel in den Leib gefahren sein," sagte Boskay, als er, am Tage seiner Ankunft, von einem Ausgange in das Gasthaus zurückkehrte. „Ich habe gesehen, wie der Pöbel das Gewölbe eines Juden ausplünderte, wie er den zeternden Krämer mißhandelte, und dessen Haus demolirte. Polizei sieht man keine. Ganz Wien ist aus den Fugen. Leute von Anstand erblickt man nirgends auf den Straßen, — lauter angetrunkenes, loses Gesindel. Sogar mich insultirten die Lumpen, und ich hatte gute Lust, Einigen die Schädel einzuschlagen."

Der Kleine lachte über den Zorn des Magnaten. „Die Verhältnisse liegen für uns sehr günstig,"

sagte er dann mit lebhaften Manieren. „Maria Theresia ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Sie wird und muß Ungarn gerecht werden, oder untergehen."

„Hast Du eine Audienz nachgesucht?"

„Ja! Die Königin hat die Gnade, uns morgen Schlag zwölf Uhr zu empfangen."

Am folgenden Tage fuhren die beiden Grafen, in dem vollständigen, reichen Costüme der ungarischen Magnaten, nach der Hofburg. Boskay hatte die goldene Nadel seiner Retterin bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht vergessen. Wie ein Orden funkelte der Diamantenknopf auf seiner Brust.

Nachdem sie verschiedene Stufen der Empfangsfeierlichkeiten überwunden, und nebenbei in den geängstigten und bestürzten Gesichtern der Hoflakaien und Kammerherren gelesen, wurden sie in ein prachtvoll ausgestattetes Empfangszimmer geführt.

In Mitte des Zimmers stehend, das Angesicht nach der Thüre gewandt, durch welche die Königin wahrscheinlich eintrat, beschäftigte sie lebhaft der Zweck ihrer wichtigen Sendung und die Sorge für ihre weitgehenden Plane. Andreas trug umfassende Schriftstücke in der Hand: — Abschriften sämmtlicher Verträge zwischen den Verschworenen. Die Gesichtszüge der beiden jungen Männer glühten vor Aufregung

und Erwartung, und als jetzt ein Geräusch in dem Vorzimmer hörbar wurde, steigerte sich ihre Erregung bis zu athemloser Spannung.

Die Flügelthüre ging weit auf, und herein trat, strahlend in Schönheit und Anmuth, Maria Theresia, das Opfer seltener politischer Ruchlosigkeit und Treulosigkeit. Ihre schlanke Gestalt kleidete eine Robe von Silberbrokat mit einem blauen, mit Diamanten besäten Leibchen. In dem üppigen Haare funkelten Brillanten und Perlen; — aber heller als Brillanten strahlte ihr schönes Augenpaar, das freundlich auf die Grafen gerichtet war.

Auf die beiden Magnaten brachte die Erscheinung der Königin den tiefsten Eindruck hervor. Bath war überrascht und geblendet von dieser Macht der Schönheit. Er beugte unwillkürlich Haupt und Knie.

Boskay hingegen blieb, wie vom Krampfe befallen, steif stehen. Seine Ueberraschung war außerordentlich, und er starrte, keiner Bewegung fähig, mit weitgeöffneten Augen die Erscheinung an: — seine Retterin auf dem Wallfahrtsberge. Einige Augenblicke sah und hörte der Graf nichts. Seine Glieder befiel ein leises Zittern, und jetzt brach er, in tiefer Bewegung, stumm in die Kniee.

Der melodische Klang einer sanften, ihm wohlbekannten Stimme, schlug an sein Ohr.

„Stehen Sie auf, Graf Boskay! Wir sind ja alte Bekannte, nicht wahr?" fuhr sie liebreich fort. „Sie sagten damals, daß Sie Ihre Königin besuchen wollten, — wo blieben Sie denn so lange?"

Boskay stammelte eine ziemlich unverständliche Entschuldigung. Andreas eilte ihm rasch zu Hilfe.

„Politische Gründe zwangen uns, die Ehre, Eurer Majestät aufwarten zu dürfen, hinauszuschieben. Wir begleiteten den französischen Botschafter, den Grafen Belleisle, nach Mollwitz, Dresden und München."

Die Königin staunte. Die vorgegebene Reise schien ebenso ihre Verwunderung, wie ihr Mißfallen zu erregen. Sie gedachte der Verschwörung, und das eben noch in Freundlichkeit strahlende Auge wurde größer und dunkler. In den lächelnden Zügen war jede Anmuth verschwunden, und ihr ganzes Wesen umfing plötzlich tiefer Ernst, eine unaussprechliche Hoheit und Majestät. Mit ihren lichten Augen blickte sie den Kleinen so forschend und durchdringend an, daß dieser unwillkürlich den Blick senkte.

„Sie reisten mit dem französischen Botschafter in das Lager von Mollwitz, an die Höfe von Dresden und München?" sprach sie nach einer langen Pause.

„Und in welcher Eigenschaft, Herr Graf, begleiteten Sie jenen französischen Unterhändler zur Verwirrung und Spaltung Deutschlands?"

„In der Eigenschaft Ihres getreuesten Unterthanen, Majestät! Wir mußten, bevor unser Plan reifen konnte, das politische Gewebe kennen lernen, welches die Feinde Oesterreichs zusammengesponnen haben. Wir waren so glücklich, unseren Zweck vollkommen zu erreichen. Diese Schriften enthalten alle öffentlichen und geheimen Verträge zwischen Frankreich, Preußen, Bayern und Sachsen."

Maria Theresia griff etwas hastig nach den Papieren. Sie ließ sich auf den Sessel nieder, löste den rothseidenen Umschlag und las in den Schriften. Ihr Antlitz begann zu glühen, und als sie nach einigen Minuten das Haupt vom Lesen erhob, lag es wie tiefe Entrüstung über ihren Zügen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren! Die Herren haben mir in der That sehr wichtige Dienste geleistet. Diese Schriften," fügte sie ernst bewegt bei, „vernichten meinen Glauben an die Heiligkeit des Eides und der Vertragstreue von Seiten jener Mächte, die sich gegen uns verschworen haben. — Aber," fuhr sie nach einer unterdrückten Erregung fort, „Sie sprechen von einem Plane! Was ist dies für ein Plan?"

„Wir wurden von einer Adelsversammlung unseres Landes hieher geschickt, um von der Gerechtigkeit Eurer Majestät die endliche Gewährung der langjährigen Bitten Ungarns zu erflehen. Im sechzehnten Jahrhundert kam Ungarn, wie Eurer Majestät bekannt ist, mit einer sehr freien Verfassung an Ihr erlauchtes Haus. Diese Verfassung trat nie vollkommen in's Leben. Gegenwärtig besitzt Ungarn nicht einmal einen Palatin."

„Ich kenne Ungarns Klagen," sprach Maria trübe, als Bath einen Augenblick inne hielt. „Längst habe ich die Möglichkeit bedacht, Ungarns gerechten Ansprüchen zu genügen. Aber ein König vermag, beim besten Willen, nicht Alles sofort durchzuführen. Die Dinge müssen reifen. — Und nun der Plan?"

„Kurz gesagt, Majestät, — der Plan ist, mit Hilfe Ihrer getreuen Ungarn die Verschwörung der Cabinete zu vereiteln."

Der Graf hatte erwartet, Maria Theresia werde die Aussicht, durch eine Erhebung Ungarns, Rettung aus der drohenden Gefahr zu finden, mit Freude begrüßen. Er täuschte sich.

„Wir wollen dies überlegen," sagte sie. „Vorerst werde ich mich genau mit dem Inhalte dieser Papiere

bekannt machen. Ich entlasse Sie mit aller Huld und mit der besten Hoffnung für die Wünsche meines getreuen und tapferen Volkes der Ungarn."

Boskay hatte kein Wort gesprochen. Es lag wie eine Betäubung auf seinem Wesen. Und jetzt schritt er schweigend an Baths Seite durch die langen Gänge der Hofburg, nach dem harrenden Wagen. Kaum hatten sie denselben bestiegen, als Andreas in einen begeisterten Erguß über die Königin ausbrach.

„Bei der Patronin Ungarns," rief er, „unsere Königin ist das schönste Wesen, welches jemals das Auge der Menschen erfreute! Welche strahlende Augen, welche Gestalt voll Liebreiz, Anmuth und königlicher Majestät! Glaube mir, Stanislaus, ich war anfänglich ganz verblendet und verwirrt. Oft hörte ich, Maria Theresia sei das schönste Weib, — aber die Wirklichkeit hat alle meine Vorstellungen weitaus übertroffen. Ihr Blick könnte Bildsäulen bewegen, und ihr Lächeln Herzen von Stein schwärmen machen. — Und wir sollen die besten Hoffnungen für die Wünsche ihres getreuen Ungarvolkes haben! — hat sie nicht so gesagt? Ist das nicht ein wahrhaft fürstliches Wort? „„Ein König kann beim besten Willen sofort nicht Alles durchführen,"" — aber ein Herrschergeist,

wie derjenige ist, welcher Maria belebt, kann Alles durchführen."

Boskay sprach kein Wort. Sein Angesicht war bleich, sein Auge dunkel und glühend. Nur zuweilen nickte er bejahend zum Lobe der Königin.

Die bisherige Sehnsucht des jungen Mannes nach der unbekannten Retterin, sein Fühlen für dieselbe, — und nun das unerwartete Zusammentreffen, ihr fürstlicher Rang und ihr Stand, — dies Alles rief ein solches Chaos von Ueberraschung, Verwirrung und Empfindungen in ihm hervor, daß sein Geist einiger Zeit bedurfte, um das freie, klare Bewußtsein wieder zu gewinnen.

Andreas hatte seine Lobrede und seine glänzenden Hoffnungen für Ungarns verfassungsmäßige Freiheit in den lebhaftesten Ausdrücken fortgesetzt, und dieselbe nur einige Augenblicke unterbrochen, als der Wagen vor dem Gasthause hielt.

„Aber sage mir, Stanislaus," fragte er plötzlich, nachdem er einige Gänge durch das Zimmer gethan, und jetzt vor dem Freunde stehen blieb. „Du bist ja ganz stumm! Bei der Krone des heiligen Stephan, jetzt erinnere ich mich, daß Du während der ganzen Audienz keine Sylbe gesprochen hast! Was ist Dir? Hat Dir unsere schöne Königin die Sprache geraubt?"

„Du hast es wirklich getroffen," sagte er ruhig. „Weißt Du, wen ich in Maria Theresia wiedergefunden habe?"

„Nun?" fragte Bath gespannt.

„Den Erzengel Raphael von München, — die Retterin meines Lebens auf dem Wallfahrtsberge."

„Ist es möglich! Darum sprach sie von „„alter Bekanntschaft?"" Das ist ja köstlich! — Wer hätte so etwas vermuthet? Bedenkst Du auch, Freund, daß Du zweimal Dein Leben ihr schuldig bist, — der Königin und der Retterin?"

„Ich weiß es. Aber in Anbetracht des menschlichen Wankelmuthes, — in der Voraussicht schwieriger Verhältnisse, die sich zwischen Maria und mich stellen könnten, will ich mich ihr fest und auf immer verpflichten?"

Er trat in das Nebenzimmer und kehrte mit einem Crucifix von Elfenbein zurück. In feierlicher Stimmung erhob er das Crucifix vor den Augen des erstaunten Freundes und sprach:

„Ich nehme Dich, Graf Andreas von Bath, zum Zeugen, daß ich, Graf Stanislaus von Boskay, Herr von Nemeti, Kekkö und Fülek, auf das Bild des Gekreuzigten den heiligsten Eid schwöre, Maria Theresia bis zum letzten Athemzuge alle Kraft meines Geistes

und meines Leibes zu weihen, — daß ich bei Gott, bei meinem Patrone, bei der gebenedeiten Patronin Ungarns und bei allen Heiligen gelobe, den letzten Tropfen Blutes für unsere Königin zu vergießen. Halte ich diesen Schwur nicht, dann wirst Du, Graf Andreas von Bath, mich in allen Schlössern Ungarns, auf allen Marktplätzen der Städte unseres Landes, als einen Meineidigen und elenden Verräther erklären."

„Amen," sagte Bath.

Nach diesem etwas mittelalterlichen Gelöbnisse drückte Boskay das Crucifix an seine Lippen, und bekräftigte durch einen Handschlag, in die Rechte des Zeugen, das feierliche Versprechen.

Sogleich begann Boskay jene rastlose Thätigkeit, wodurch er in den späteren Kriegen und politischen Verwickelungen für Maria Theresia sich hervorthat.

Ohne zu speisen, schrieb er einige Briefe, und schickte sie durch einen Eilboten nach Ungarn. Sodann saß er, ungestört durch seinen lebhaften Freund, eine volle Stunde sinnend und gedankenvoll.

Gegen Abend meldete der Kammerdiener den Minister von Bartenstein.

Boskay begab sich in den Salon, wo er einen

Mann in dem gewöhnlichen Anzuge vornehmer Stände traf.

Der Mann trat ihm einige Schritte entgegen, verbeugte sich tief, und heftete eine Secunde das klare Auge durchdringend auf den Magnaten.

Bartenstein hatte sich durch anhaltendes Studium, welches ausgezeichnete Fähigkeiten unterstützten, von dem einfachen Schreiber bis zur höchsten Stellung emporgearbeitet. Dieser Mann besaß ungewöhnliche Energie, großes Selbstvertrauen, und eine unbedingte Hingabe für das Haus Habsburg.

Der Adel haßte den Emporkömmling. Als ein besternter Herr von vielen Ahnen in seiner Gegenwart sagte:

„Dieser Herr wird den Hof noch tief hineinfahren," — antwortete Bartenstein: „Ich werde ihn auch wieder herauszufahren wissen."

Bei Maria's Thronbesteigung begleitete er das Amt eines Staatssecretärs. Es bildete sich eine sehr einflußreiche Partei zu seinem Sturze. Bartenstein wußte dies. Deßhalb bot er Maria Theresia seine Abdankung an. Aber die geistreiche Königin hatte die hohen Eigenschaften des Mannes sogleich erkannt. Sie verwarf die Abdankung.

„Jetzt ist es nicht an der Zeit, daß Ihr abdanken

dürft," sagte sie. „Fahret fort, so viel Gutes zu thun, als Ihr vermögt. Böses anzurichten, werde ich Euch schon zu hindern wissen."

Bei Cabinetsberathungen verletzte Bartenstein, in Folge seines Mangels an höfischer Bildung, sowie durch kühne Aeußerungen, Maria's Zartgefühl. Aber die Fürstin dachte groß genug, um diese unwesentlichen Fehler zu übersehen, und nur den ausgezeichneten und treuen Staatsmann zu würdigen.

Bartensteins Haltung war frei und natürlich, sein Blick offen und scharf, seine Rede kurz und ohne Clauseln.

„Unsere Majestät schickt mich zu Ihnen, Herr Graf!" begann er, nachdem Boskay ihm gegenüber Platz genommen. „Ich kenne bereits den Inhalt der überbrachten Schriften, und möchte nur um einige nähere Aufschlüsse bitten."

Es entspann sich zwischen beiden Männern eine lange Unterredung, an deren Schluß der Minister lächelnd äußerte:

„Sie sind ein ausgezeichneter Beobachter, Herr Graf! Ich muß königliche Majestät augenblicklich von den Dingen in Kenntniß setzen, die Sie mir anvertraut haben."

Am folgenden Tage erhielten die beiden Magnaten

eine Einladung zur Hoftafel. In dem Speisesaale trafen sie den Minister von Bartenstein, einige vornehme Herren, mit langen Zöpfen, und den Hofcaplan. Pünktlich zur bestimmten Zeit erschien die Königin, von zwei Kammerfrauen begleitet, — unter diesen die schöne Agnes, welche Boskay die zerrissenen Stücke seines Kleides angeheftet hatte. Ihr Blick begegnete zufällig jenem des Grafen. Sie mochte an den Vorfall denken; denn es glitt eine Bewegung über ihr Antlitz, die jedoch, unter dem Zwange der Hofetiquette, keinen bestimmten Ausdruck gewann.

Der Geistliche sprach laut ein kurzes Tischgebet; denn Maria hatte, dem Drange ihres Herzens und ihrer Ueberzeugung folgend, in der Hofburg ein sittenstrenges und religiöses Leben eingeführt. Die Magnaten saßen zur Seite der Fürstin. Es wurde wenig gesprochen, von politischen Dingen gar nichts. Die Ruhe der Herrscherin ließ nicht entfernt Oesterreichs verzweifelte und gefahrvolle Lage vermuthen. Die betreßten Diener glitten geräuschlos auf den Teppichen hin, es wechselten einige Gänge, und nach einer halben Stunde war die königliche Mahlzeit zu Ende.

Die Gesellschaft begab sich in den anstoßenden Saal. Dort entspann sich ein ziemlich ungezwungener Verkehr, der nicht entfernt jener steifen spanischen

Hofsitte glich, welche unter den vorausgegangenen Kaisern in der Hofburg zu Wien sich eingeschlichen. Maria liebte ein ungezwungenes, offenes Wesen, gehoben und geregelt durch feinen Anstand. Sie sprach mit Allen aus der Gesellschaft. Zuerst mit dem Grafen Bath; dann mit den Herren mit den Zöpfen am Hinterhaupte und mit den glänzenden Sternen auf der Brust. Boskay schien sie absichtlich zu meiden, und als der junge Mann dieselbe Bemerkung der Vernachläßigung zu machen glaubte, beschlich es ihn, wie tiefe Wehmuth. Es sprach Niemand mit ihm, er fühlte sich sehr befangen. Als dennoch einer der bezopften Herren zu ihm trat, gab er so kurze Antworten, daß sich der Herr, in der Meinung, den Grafen zu belästigen, mit einer Verbeugung zurückzog. So kam es, daß er unbeachtet und plötzlich allein stand. In diesem Augenblicke trat Maria vor ihn.

„Kennen Sie Gräfin Agnes von Kyburg nicht mehr?“ fragte sie, das jugendliche Fräulein vorstellend. „Wir sind damals etwas rasch von einander geschieden, und daher mag es kommen, daß uns der Graf seinen Dank noch schuldet. Nun,“ — fügte sie lächelnd bei, „ich sehe an der mit Ostentation getragenen Nadel, daß die beiden Wallfahrerinnen bei Ihnen doch in gutem Andenken stehen.“

Er rang nach Fassung.

„Verzeihen Sie, Majestät!“ sprach er. „Ich habe zwar gleich, nach der schönen und edlen That, meinen Dank in einigen leeren Worten gestammelt. Diese konnten jedoch weder dem Drange meines Herzens, noch der Pflicht genügen. Darum habe ich feierlich gelobt, mein Leben Jener zu weihen, der es mit doppeltem Rechte gehört, — meiner Königin und meiner Retterin.“

„Ich bin von Ihrer Treue überzeugt, Graf Boskay! Und Männer von fester Treue, von Geist und Thatkraft, hat Ihre bedrängte Königin jetzt sehr nothwendig.“

Sie schwieg einen Augenblick. Trübe Schatten verdunkelten vorübergehend den strahlenden Glanz ihrer Augen.

„Der gütige Gott möge den Andrang meiner Feinde abwehren, — wir vertrauen dem Allmächtigen,“ sagte sie ernst.

Sodann erheiterte sich ihr Angesicht wieder, und sie fragte mit liebenswürdiger Naivetät:

„Sie haben es doch nicht unterlassen, Herr Graf, unserer lieben Frau, in deren Kapelle wir uns damals befanden, Ihren Dank abzustatten?“

„Ich bekenne meine Undankbarkeit, Majestät!

Seit jenem Tage habe ich die Wallfahrtskirche nicht mehr gesehen."

„Machen Sie diese Schuld rasch gut. Ich will Ihnen hiezu Gelegenheit geben. Morgen Nachmittag, Punkt vier Uhr, begleiten Sie uns an jenen bedeutenden Ort."

Der Magnat machte eine Verbeugung. Die Fürstin ließ den jungen Mann in einer Fassung zurück, von der er sich keine klare Rechenschaft zu geben vermochte.

Zu Maria Theresia's hervorragender Regierungskunst gehörte ihre bekannte Geschicklichkeit, fähige Persönlichkeiten zu benützen. Wenn sie den einflußreichen Magnaten zu einer Wallfahrt einlud, so geschah dies vielleicht weniger zu dem angegebenen Zwecke, als aus politischen Absichten. An Boskay's Treue mochte sie nicht zweifeln; allein das Haupt einer starken Partei konnte ihr manche Aufschlüsse über Ungarns Verhältnisse geben, vielleicht sogar manchen guten Rath in dieser verhängnißvollen Zeit.

Eine Stunde später saß Maria in ihrem Cabinet. Vor ihr lagen die Abschriften der Verträge. Sie hatte dieselben wiederholt gelesen, und diese Lectüre prägte einen herben Schmerz auf ihr Angesicht. Bartenstein trat unangemeldet und rasch ein. Die sonst ruhigen

Züge des Staatsmannes waren aufgeregt. Die Königin blickte empor.

„Von zwei schlimmen Nachrichten steht eine auf Ihrer Stirne geschrieben, Bartenstein. Entweder ist Neipperg geschlagen, oder die Franzosen haben den Rhein überschritten."

„Das Letztere ist geschehen, Majestät!" sprach er trübe. „Und das Zweite," fügte er nach kurzer Pause hinzu, „gehört nicht zu den Unmöglichkeiten."

Maria saß sprachlos. Ihr Antlitz wurde weiß, wie Marmor, aber in den großen Augen begann es zu leuchten, wie Entrüstung und Zornesglühen.

„So ist doch geschehen, was ich niemals glauben konnte: — die unaussprechlich frevelhafte That, — die Verschwörung deutscher Fürsten mit dem Erbfeinde des Reiches. Unerhört, — himmelschreiend!"

„Und wir sind in der Lage, einen raschen Entschluß fassen zu müssen," sagte Minister von Bartenstein. „Von Rußland, welches mit Schweden im Kriege liegt, ist Hilfe nicht zu hoffen, — auch nicht von England für den Augenblick. Oesterreich steht den verbündeten Heeren offen, und diese werden nicht säumen, gegen Wien vorzurücken, — gegen Wien, welches ohne Besatzung ist. Sachsen steht im Begriffe,

mit 21,000 Mann in Böhmen einzufallen, der König von Preußen brachte sein Heer auf 70,000 Mann und wird Neipperg angreifen. Unterliegt der Feldmarschall, was ich bei der großen Ueberlegenheit des Feindes glauben muß, dann wird Friedrich ganz Schlesien besetzen und vielleicht zu Wien den Verbündeten die Hand reichen. Das ist unsere Lage. Oesterreich ist vollständig isolirt und von allen Seiten bedroht."

Die Königin war ruhig geworden. Eine seltene Festigkeit und Entschlossenheit prägte sich in ihrer Haltung aus.

„Sie rathen demnach?"

Der Minister hatte offenbar seinen Plan schon fertig. Er zögerte jedoch, denselben vorzulegen, und gab eine ausweichende Antwort.

„Sprechen Sie offen Ihre Ansicht aus, Bartenstein!"

„Eurer Majestät dürfte nicht entgehen," sagte er etwas verlegen, „daß nur eine Allianz mit Preußen retten kann."

Er schwieg einen Augenblick, um den Eindruck des Vorschlags zu bemessen. Die Königin erwiederte nichts.

„Friedrich selber bot seine Freundschaft an," fuhr der Staatsmann ermuthigt fort. „Vielleicht gelingt

es, ihn zum Kriege gegen die Verbündeten zu bewegen. Jedenfalls erhält Neipperg Luft, und kann zum Schutze Wiens heranrücken."

„Eine Allianz mit Friedrich von Preußen!" sagte Maria, wobei es namenlos schmerzlich über ihr Gesicht hinglitt. „Und diese Allianz sollen wir mit dem Verluste Schlesiens erkaufen, — dies rathen Sie, Bartenstein?"

„Eure Majestät möge bedenken, daß Schlesien unter allen Umständen verloren ist."

„Und Sie mögen bedenken, Herr Minister, daß ich die Hilfe eines solchen Freundes verschmähe. Nein, dem Räuber werde ich den Raub niemals bestätigen. Sie kennen Friedrichs Tücke und Hinterlist. Er hat am französischen Hofe diese ganze Verschwörung gegen Oesterreich angezettelt, und zwar zu einer Zeit, wo er die innigste Freundschaft für uns heuchelte; — er hat Schweden gegen Rußland aufgehetzt, damit jene Macht uns keine Hilfe bringen kann; — er hat dem französischen Feldmarschall den Kriegsplan zur raschen Vernichtung Oesterreichs auseinandergesetzt, — und mit diesem Manne sollen wir uns verbünden? Sind wir denn sicher, daß er nicht in demselben Augenblicke neue Ränke gegen uns schmiedet, wo er die Freundes=

hand bietet? Nein, — kein Wort von dieser Sache weiter!“

Bartenstein saß schweigend und rathlos.

„Der Kurfürst von Bayern hat doch wenigstens offen und ehrlich gehandelt,“ fuhr sie fort. „Er hat aus seinen feindseligen Absichten kein Hehl gemacht. Aber dieser Friedrich, — o dieser Friedrich, der sogar das Gebet in Schlesiens Kirchen für mich verbot, als ich krank niederlag!“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung und schwieg.

„Eure Majestät,“ sagte der Staatsmann, „verwirft den einzigen Ausweg, — ich weiß keinen zweiten.“

„Ueberlegen Sie, Bartenstein! — Liegt Oesterreichs Untergang im Rathschlusse Gottes, dann wollen wir ehrenhaft untergehen.“

Sie enließ den Minister.

Maria war in das anstoßende Zimmer getreten. Die Strahlen der Abendsonne schossen durch die hohen Fenster herein, und kaum sichtbare vergoldete Stäubchen wirbelten in den Strahlen durch einander. Die Königin befand sich in ihrem Schlafgemache, das an ihr Arbeitszimmer stieß. Eine Wiege von Silber und sehr alter Arbeit, stand an der Seite ihres Bettes,

das ein rothseidener Baldachin überwölbte. In der Wiege lag ein Kind von einigen Monaten, — der spätere Kaiser Joseph II. Es schlief. Das silberne Bettchen funkelte im Sonnenschein und die goldenen Stäubchen umtanzten die schlafende Unschuld.

Maria stand vor der Wiege und blickte in mütterlicher Liebe auf das Kind. Das Bewußtsein der bedrohten Lage, die Sorgen und Gefühle der Mutter vermengten sich miteinander. Das weiche Empfinden deutscher Weiblichkeit gewann für einen Augenblick den Sieg über die geistige Kraft der Herrscherin. Maria weinte. Durch den Lichtstreifen fielen ihre Thränen wie glänzende Perlen herab auf die Wiege. So stand sie lange in tiefer Bewegung. Zuletzt faltete sie die Hände vor der Brust und sah hilfesuchend zu dem Crucifixe empor, das gegenüber an der Wand hing.

„O liebster Jesus!" betete sie. „Du Hort und Schirmer aller Bedrängten, strecke Deine allmächtige Hand schirmend aus über meine Kinder, — über mein Volk, — über mich!"

Sie hatte nicht bemerkt, daß eine Tapetenthüre aufgegangen, und ein stattlicher Mann eingetreten war. Der junge Mann hatte die weinende, betende

Fürstin gesehen und blieb unbeweglich stehen. Jetzt trat er vor.

„Ah — Stephan!“ hatte sie bei seinem Anblicke gerufen.

Er trat heran und schloß das reizende Weib in seine Arme.

„Ich habe Dich so schnell aus Tyrol nicht zurückerwartet,“ sagte sie. „Haben die Jagden Dich nicht vergnügt?“

„Es zog mich heim, Maria! Aber Du hast geweint, — was ist geschehen?“

Sie berichtete den Einfall der Franzosen in das Reich; sie erzählte kurz den Inhalt der Verträge, und entwarf mit einigen scharfen Strichen ein Gemälde von Oesterreichs gefährlicher Lage. Der Herzog von Lothringen saß schweigend und niedergedrückt. Obwohl ein Enkel jenes berühmten Helden von Wien und Ofen, besaß Franz Stephan doch keine Anlagen, die ihn zum Feldherrn oder Herrscher befähigten, — dagegen desto mehr Hang zu Vergnügungen aller Art, besonders zum Spiele. Maria kannte die Unfähigkeit des Gatten. Sie liebte ihn leidenschaftlich, aber sie gestattete ihm keinen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte.

Damit sie ganz der eigenen Kraft vertrauen lerne,

sollte Maria sogar den schützenden Arm des Gatten vermissen.

„Gott steh' uns bei, das sind ja schlimme Geschichten!" sagte er. „Aber tröste Dich, Maria! Ich werde den Säbel meines Großvaters umschnallen und für Dich in den Kampf ziehen."

„Ich bedaure, Dir ein Commando über hunderttausend Mann nicht geben zu können," entgegnete sie lächelnd. „Du weißt, Stephan, Pulver und Kanonen beherrschen die Schlachten. Persönliche Tapferkeit hat von ihrem Werthe viel verloren. Man siegt jetzt durch gewaltige Massen, — diese fehlen uns."

Der lebensfrohe Herzog nahm Oesterreichs Lage weit ernster auf, als sie es erwartet hatte. Er schüttelte besorgt das Haupt und sah höchst bedenklich vor sich hin. Die liebende Gattin wußte, daß seine Geisteskräfte nicht befähigt seien, die düstere Lage entfernt zu bessern. Darum strebte sie, das finstere Gewölk auf des Gatten Stirne zu zerstreuen.

„Nun, Stephan," fragte sie in munterem Tone, „wie viele Gemsböcke hast Du geschossen?"

Sie hatte die richtige Saite angeschlagen.

„Vier prächtige Thiere," — und der Herzog begann, nach Art leidenschaftlicher Waidmänner, alle Einzelnheiten der nicht ungefährlichen Jagd zu schildern.

Die Königin hatte ihren Zweck erreicht. Stephan vergaß über der Erinnerung an das erlebte Vergnügen Franzosen, Preußen und alle im Anzuge begriffenen Feinde Oesterreichs. —

Derselbe einfache, dichtverschlossene Wagen, mit den Vorhängen an den Fenstern, welcher damals Boskay und seine Retterin aufgenommen, rollte durch die Straßen der Residenz. Der Graf saß der Königin gegenüber, an Maria's Seite Agnes von Kyburg. Boskay sprach von seinen Erfahrungen zu Mollwitz, zu Dresden und München. Ohne alle persönliche Bemerkungen erzählte er einfach die Thatsachen. Die Fürstin folgte aufmerksam den Erzählungen. Zuweilen stellte sie eine Frage, aber auch sie enthielt sich jeder Deutung und verlor keinen Augenblick die ruhige Fassung. Den Magnaten wunderte dies. Er begriff nicht, wie Maria das gegen sie gesponnene verruchte Gewebe vor sich entfalten sehen könne, ohne darüber in Entrüstung gegen ihre Feinde auszubrechen.

Der Wagen hielt an der Stelle, wo der Pfad zu dem Hügel emporführte. Sie verließen den Wagen, und begannen, langsam den Pfad emporzusteigen. Boskay erwartete, die Königin werde das politische Gespräch fortsetzen und zugleich ihre Absichten und Plane durchblicken lassen, wie der drohenden Gefahr

zu begegnen sei. Boskay erwartete dies um so mehr, da es ihn drängte, seine guten Rathschläge zu entwickeln. Er täuschte sich. Mit dem Wagen war die Politik verlassen.

„Ich muß Sie kurz mit der Geschichte des heiligen Ortes bekannt machen, den wir besuchen," begann sie nach einigen Schritten. „Graf Berthold soll ein wilder, gewaltthätiger Mensch gewesen sein. Er lebte im zwölften Jahrhundert und war ein Waffengefährte Barbarossa's in den Kämpfen gegen Alexander III., — oder vielmehr in den Kämpfen gegen das Papstthum. Denn ich finde, daß Barbarossa in jenen Kämpfen ebenso die hohenstaufische Politik vertrat, wie Alexander das Recht und die Freiheit der Kirche verfocht. — Auf der Seele des Grafen Berthold lastete manche schwere That. Nach des Kaisers Aussöhnung mit dem Papste kehrte er auf seine Burg zurück, ohne seinen Kampf gegen die Kirche und seine Gewaltthätigkeiten gegen den Klerus einzustellen. Besonders mußten die armen Mönche viel durch ihn leiden. Die Chronik erzählt manche Schändlichkeiten von ihm. Allein Berthold hatte wenigstens eine gute Gewohnheit. Er betete jeden Tag, unserer lieben Frau zu Ehren, drei Ave Maria. Diese fromme Gewohnheit wurde seine Retterin. Während eines Aufenthaltes

zu Wien, ging er, neue Ränke schmiedend, auf diesen Hügel. Da geschah es, daß ihm die Mutter des Herrn erschien, und den Grafen wegen seines Wandels und seiner gottlosen Gesinnung scharf tadelte. — Berthold nahm das Kreuz und zog nach Palästina, um, damaliger Sitte gemäß, im Kampfe für das heilige Grab seine Schuld zu sühnen. Nach Hause zurückgekehrt, baute er an dem Orte seiner Erscheinung jene Kapelle und in deren Nähe für sich eine Klause. Dort lebte er in strenger Zurückgezogenheit, in Fasten und Gebet, bis zu seinem Tode. Das ist kurz die Entstehungsgeschichte der Kapelle."

„In früherer Zeit war die Kapelle ein sehr beliebter Wallfahrtsort. Jetzt noch wird sie von Einigen gerne besucht, besonders von Jenen, die in schwerer Bedrängniß sind. Es sollen auch viele Wunder da geschehen sein, wie die zahlreichen Krücken von geheilten Lahmen bezeugen."

Der Graf hörte die Geschichte stillschweigend an, ohne über deren wunderbaren Inhalt das mindeste Erstaunen zu verrathen. Er schwieg auch jetzt, nachdem die Erzählerin geendet.

„Seit acht Monaten," fuhr Maria nach einer Pause fort, „besuche ich wöchentlich zweimal die Kapelle; denn auch ich und mein Volk sind in schwerer

Bedrängniß. Und ich glaube, daß Gott ebenso leicht die lahmen Füße ganzer Völker, wie einzelner Menschen zu heilen vermag."

„Auch ich glaube dies," versetzte Boskay rasch. „Nur müssen die Völker ihre Lahmheit erkennen. Sie müssen, wie die körperlich Lahmen diesen Berg, die Anhöhe der besseren Erkenntniß zu ersteigen suchen, um des Allmächtigen Hilfe würdig zu sein. Ich bin fest überzeugt," schloß er mit Betonung, „daß Gott keinem Menschen, am wenigsten ganzen Völkern, seine Hilfe versagt, nachdem die Menschen guten Willen gezeigt, und das Ihrige nach Kräften gethan haben."

Die Fürstin sah den Ungar forschend an.

„Das Letztere haben Sie mit Rücksicht auf mich und Ihr engeres Vaterland gesagt," sprach sie.

„Ich läugne es nicht, — ja, ich habe es mit Rücksicht auf Eure Majestät und auf Ungarn gesagt."

„Ihre Offenheit thut mir wohl," sprach die Königin, über des Magnaten Freimuth erstaunt. „Sie werden sich genauer erklären."

Sie standen vor der Kapelle und traten ein. Die Königin kniete vor dem Hauptaltare nieder, nicht auf dessen Stufen, sondern auf den alten, ausgetretenen Steinplatten des Fußbodens. Gräfin Agnes ließ sich in einem Stuhle nieder. Boskay trat gleichfalls in

einen Stuhl, und nachdem er das Innere des alten Gotteshauses mit den tiefen Fensternischen, den kleinen aber reichgeschmückten Altären betrachtet, und auch den Krücken, Stöcken und Votivtafeln an den Wänden einen Blick geschenkt, versuchte er, die Gedanken zum Gebete zu sammeln. Aber es gelang ihm nicht. Sein Geist war zu erregt. Sein Auge lenkte immer wieder zu der betenden Fürstin hin. Er kannte den Zweck ihres Herkommens und den Inhalt ihrer Bitten. Ein hilfloses hochherziges Weib, von mächtigen Feinden umdrängt, flüchtete zu Gott. Die Habsburgerin, der würdige und einzige Sprößling langer Ahnenreihen, rief in dieser abgelegenen Kapelle zum Himmel um Rettung aus einer wahrhaft verzweifelten Lage. Und es schien dem Grafen, daß hier wirklich die Allmacht eingreifen müsse, um die ringsum gähnenden Abgründe zu überbrücken. Zugleich schnitt es ihm in die Seele, daß ein Wesen von so hohen geistigen und körperlichen Vorzügen, politischer Ruchlosigkeit zum Opfer fallen sollte. Ein lebhaftes Zürnen erfüllte seine Brust, und im Stillen erneuerte er das feierliche Gelöbniß.

Maria erhob sich. Sie trat zu dem Opferstock und ließ eine Spende hinabgleiten. Sie tauchte den Finger in den Weihwasserstein, und gab, bevor sie

andächtig sich bekreuzte, dem Grafen das Weihwasser. Dieser hatte flüchtig in ihre Züge hineingesehen, und war erstaunt über den Frieden des Antlitzes. Es fiel ihm auf, daß ein Mensch, vor dessen Füßen Abgründe gähnen, so ruhig und gefaßt sein könne.

Sie gingen unter den schattigen Lindenbäumen hin. In der Nähe des Ortes, wo der Magnat von jenen Bösewichten angefallen worden, blieb die Fürstin stehen. Sie blickte dem Ungar tief in's Auge, und die Anmuth ihres Wesens verwandelte sich in den Ernst und die Würde der Herrscherin.

„Sie haben einen Punkt berührt, Graf Boskay, über den Sie mir näheren Aufschluß geben müssen. Sie glauben, daß Ungarn bisher Unrecht geschehen, — nicht?“

„Ja, ich glaube es, Majestät, und ganz Ungarn glaubt es. Die freie Constitution Ungarns wurde nicht geachtet, und bis heute erwartet es noch immer von der Güte seiner Königin Gerechtigkeit. Ein todter Buchstabe ist unsere Verfassung, unser Adel ist gehemmt und verkürzt an der Theilnahme für das Wohl des Landes.“

„Ich kenne dies,“ unterbrach sie ihn. „Ich weiß, Graf Boskay, daß die Versicherungen Ihrer Treue keine leeren Worte sind. Ich achte Ihre Einsicht

und klare Beurtheilung der Verhältnisse. Sagen Sie offenherzig Ihren guten Rath."

„Wenn königliche Majestät mich zum Rathgeber in diesem Augenblicke erhebt," sprach der Magnat sehr ernst, „so ist dies ein Standpunkt, der meinen geringen Geisteskräften nicht gebührt. Aber ich glaube, daß ein Mann, der genau mit den Zuständen seines Vaterlandes bekannt ist, frei und offen vor seiner Herrin sprechen soll. — Meine Ansicht geht nun dahin, daß königliche Majestät Ungarn zufrieden stelle. Wäre es auch unmöglich, alle billigen Forderungen des Landes augenblicklich zu gewähren, so dürfte doch die Gewährung der wichtigsten Punkte jenes tapfere Volk mit seiner Lage versöhnen, und zugleich eine Begeisterung für seine Königin erwecken, die eine mächtige Stütze in den gegenwärtigen politischen Gefahren sein wird."

Er schwieg einen Augenblick. Maria blickte sinnend nieder, und er glaubte ernste Bedenken in ihren Zügen zu lesen.

„Ich begreife recht gut," fuhr er fort, „daß für Könige Schritte sehr schwierig sind, welche von dem bisherigen Regierungsgeleise abweichen. Aber, Majestät, der Drang der Zeitverhältnisse entschuldigt Vieles,

und von Ihrer Herzensgüte und Gerechtigkeit erwarten wir Alles."

Maria's Blick haftete immer am Boden. Sie erwiederte kein Wort. Boskay wurde plötzlich sehr bewegt. Ihre Haltung sagte ihm, daß Ungarn nichts zu hoffen habe. Und doch bat er nicht blos für Ungarn, sondern für Maria selbst; denn sie mußte, nach seiner Ueberzeugung, in dem bevorstehenden Kampfe untergehen. Nur Ungarns Streitkraft konnte hier retten. Dagegen stand es zweifellos fest, daß keine ungarische Klinge die Scheide verließ, wenn die Königin in jener Stellung gegen Ungarn verharrte, welche ihre Vorfahren eingenommen.

„O theuerste Herrin, — allergnädigste Königin!" rief der Magnat erregt, indem er sich auf ein Knie niederließ. „Als Sie eben vor dem Allerhöchsten flehend knieten, dachte ich, ein so frommes Herz wird sich den gerechten Bitten eines ganzen Volkes nicht verschließen. Im Geiste blickte ich nach Ungarn, — das ganze Land strömte bewaffnet zusammen, — es galt die Rettung seiner edlen, gerechten Königin. — O Majestät, lassen Sie mir die Beruhigung, daß dieser Blick von Gott kam, — zu Ungarns Heil und zur Warnung Eurer Majestät. Ich dachte mir, die Schwierigkeiten sind groß, — die Pflicht des Königs

aber ist größer und mächtiger, denn alle Schwierigkeiten."

Die letzten Worte gossen eine dunkle Röthe über Maria's Antlitz. Sie blickte zu dem jungen Manne nieder. Prüfend las sie in seinen Zügen. Ein offenes, treuherziges und lebhaft erregtes Gesicht leuchtete zu ihr empor. Sie reichte dem Grafen die Hand.

„Stehen Sie auf, Boskay! Ja, die Pflicht muß stärker sein, denn alle Hemmnisse. Stehen Sie auf, — Ungarn soll zufrieden sein mit mir."

Er hatte ihre Hand festgehalten. Jetzt küßte er sie tiefbewegt.

Sie gingen eine Strecke schweigend den Pfad hinab.

„Sie ahnen es nicht, Herr Graf, in welchen Kampf widerstreitender Elemente ich mich gestürzt habe. Doch, mein Versprechen ist gegeben! Möge es mir gelingen, eine alte Schuld zu sühnen."

„An dem Gelingen zweifle ich nicht, Majestät! Und Ungarn wird keine Opfer scheuen für seine Königin. Mein Vaterland in Waffen ist mächtig genug, alle Feinde Oesterreichs niederzuwerfen."

„Ja," entgegnete sie lächelnd, „wenn jedes Ungarnherz so treu und warm schlüge, wie das Ihrige, Boskay."

Sie bestiegen den Wagen und fuhren in die Stadt zurück.

In der Hofburg angelangt, gab der Graf das Geleite bis in die Vorzimmer der Königin. Sie reichte ihm zum Abschiede die Hand, welche Voskay, auf ein Knie niedergelassen, küßte.

Agnes von Kyburg verweilte so lange in dem Zimmer, bis Maria aus demselben schied. Jetzt war sie im Begriffe, dasselbe zu verlassen. Sie stand einen Augenblick zögernd und sah zu dem Magnaten hinüber. Ihre Blicke begegneten sich. Das Alleinsein mit dem jungen Manne mochte verursachen, daß sie verschämt niedersah.

Der Magnat hatte bisher das stille, bescheidene Fräulein kaum beachtet. Von Planen für sein Vaterland bestürmt, und ganz vom Strome politischer Begebenheiten getragen, hatte er sogar übersehen, der Gräfin ausdrücklich für die auf dem Wallfahrtsberge geleisteten Dienste zu danken. Jetzt überkam ihn plötzlich das Bewußtsein, eine große Unschicklichkeit begangen zu haben. Er glaubte, ihr Blick habe eben wie verletztes Zartgefühl zu ihm herübergeleuchtet. Bevor noch die Gräfin einen Schritt nach der Thüre gethan, trat er rasch auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein, zu meiner größten Beschämung

muß ich bekennen, daß ich bisher keine Veranlassung genommen, Ihnen für die Güte zu danken, welche Sie mir nach jenem mörderischen Anfalle bewiesen. Ich könnte freilich, zu meiner Entschuldigung, die unausgesetzten Sorgen und Bemühungen für Ungarn vorbringen, die all mein Sinnen und Denken ausschließlich in Anspruch nehmen. Doch, keine Entschuldigung! Ich bekenne mein Vergehen. Empfangen Sie nachträglich meinen wärmsten Dank für die bewiesene Güte."

Sie hatte ihn erröthend und gesenkten Blickes angehört. Der Graf, welcher sie bisher immer neben Maria Theresia gesehen, wunderte sich jetzt, die seltene Schönheit der Gräfin früher nicht bemerkt zu haben. Der Grund des Uebersehens lag freilich sehr nahe; neben dem strahlenden Glanze der Sonne, verschwindet jedes Leuchten des schönsten Gestirnes.

„Ich lasse Ihre Entschuldigung gelten, Herr Graf! Wäre ich ein ungarischer Magnat und ebenso für mein Vaterland begeistert, würde mir dasselbe begegnet sein."

„Ich schätze mich glücklich, Gräfin Agnes, daß Ihre Meinung von mir nicht ungünstig ist."

Sie verbeugte sich mit einem freundlichen Blicke und verließ das Zimmer.

Boskay war auf demselben Flecke stehen geblieben, das Auge längere Zeit auf die Thüre gerichtet, durch welche die leichte Gestalt verschwunden war.

„Blind muß ich gewesen sein bisher!" sagte er vor sich hin. „Wie schön sie ist!"

Ein Vasall Frankreichs.

Die Verbündeten waren in Oesterreich eingefallen. Die Bayern und Franzosen hatten Linz besetzt und ihre Vorposten bis nach St. Pölten, nur zwanzig Stunden von Wien, vorgeschoben.

Der genußsüchtige Carl Albert schwelgte in endlosen Festen zu Linz. Die Stände jener Landschaft hatten ihm gehuldigt. An diese Huldigungen knüpfte sich eine lange Reihe von Vergnügungen. Der neue Erzherzog von Oesterreich schwamm so munter in dem rauschenden Strome der Freuden und Ehren, daß er gänzlich vergaß, nach dem von Truppen entblößten Wien vorzurücken, und das Herz von Oesterreich wegzunehmen.

In den Straßen von Linz flutheten Truppengattungen aller Art, Bayern, Franzosen, Pfälzer und andere Verbündete. Die Franzosen trugen an Hüten und Helmen blauweiße Quasten, wodurch ausgedrückt

werden sollte, daß sie nicht im Dienste ihres Landes gegen Oesterreich kämpften, sondern im Dienste Bayerns. In dem Gewühle der Straßen tauchten zuweilen offene Wagen auf, worin besternte Herren saßen, mit goldbortirten Röcken und langen Haarzöpfen. Diese Wagen kamen vom Schlosse, wo der neue Erzherzog wohnte, oder fuhren dahin. Die Gesichter jener Herren waren ernst, nachdenkend, ungeduldig, trübe oder freundlich, je nachdem der Diplomatenkopf die Lage der Verhältnisse in seinem Interesse betrachtete. Noch andere Wagen sah man, in denen keine Diplomaten saßen, sondern schnatternde Gänse, blöckende Schafe, klagende Kälber und schreiende Hühner. Lachende Soldaten umgaben diese Wagen, und kräftige Bauernpferde, von Fuhrleuten mit trüben Gesichtern gelenkt, zogen die Beute, welche Franzosen und Deutsche in der Umgegend aufgetrieben. Carl Albert ließ sich von den Oesterreichern nicht bloß huldigen, er begann seine Regierung mit schweren Erpressungen und Zwangslieferungen. Der neue Erzherzog hätte zwar die Lieferungen für das Heer blank bezahlen können; denn Belleisle war neuerdings mit bedeutenden Summen aus Frankreich zurückgekehrt. Aber Carl Albert brauchte viel Geld für seinen Hof, und an die Leistungen seiner Unterthanen war er gewöhnt.

Durch das Gedränge der Straße schoben sich mühsam zwei Männer, — eine ungewöhnlich kleine, lebhafte Gestalt, und eine große, hagere Figur. Der Kleine ging immer voran, der Hagere folgte ihm auf der Ferse, die Lücken augenblicklich benützend, welche des Kleinen Vordringen gleichsam eroberte. Endlich gelangten sie in die Nähe des Schlosses, wo einige Reihen Geschütze aufgepflanzt standen. Sie schritten rasch über den Platz und verschwanden in dem Schlosse.

„Wie gesagt, Herr Oberst," begann der Kleine, nachdem sie in ein Zimmer getreten, „ich wünsche vorläufig unbekannt zu bleiben."

„Wozu aber diese Zurückhaltung, Herr Graf?" fragte der Oberst.

„Weil es noch unbestimmt ist, ob Ungarn die Wege der Verbündeten gehen kann. Ungarn strebt natürlich nach Selbstständigkeit, und wenn die umlaufenden Gerüchte wahr sind, dann habe ich keinen Augenblick am Hofe des Churfürsten zu verlieren."

„Angenommen also, die Verbündeten hätten fest beschlossen, Ungarns Krone auf dem Haupte Maria Theresia's unangefochten sitzen zu lassen, — was dann?"

„Dann, Oberst Kaub, wird Ungarn seine eigenen Wege gehen. Indessen hoffe ich," setzte der Graf bei,

„wird das gemeinsame Interesse die Verbündeten von Ungarn nicht trennen." —

Kaub ging einige Male unschlüssig durch das Zimmer. Dann blieb er vor dem Grafen stehen.

„Ich hoffe dies auch, Graf Bath! Sie waren offen gegen mich, — Sie haben mir den Zweck Ihrer Sendung vertraut, ich will auch offen gegen Sie sein. — Hören Sie! König Friedrich sandte den General von Schmettau an den Churfürsten von Bayern. Vor vier Tagen kamen wir an. Der Zweck unserer Sendung ist: — Carl Albert zu bewegen, ungesäumt gegen Wien vorzurücken, und dann auf Preßburg loszustürzen. Dieser Schlag wird Maria Theresia ohne Zweifel vernichten. Ein Zug nach Böhmen hingegen, welchen die Franzosen unbegreiflicher Weise anrathen, wäre durchaus verfehlt. Friedrichs Genie erkannte dies augenblicklich. Er wird den Churfürsten ohne Zweifel für seine Ansicht gewinnen [1])."

Eine lebhafte Erregung spielte im Angesichte des Magnaten. Man konnte aber nicht genau beurtheilen, ob diese Bewegung Schrecken oder Ueberraschung ausdrückte.

„Nun, — und der Churfürst?" stieß er rasch hervor.

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 112 ff.

„Hatte bis jetzt keine Zeit, den Gesandten des Königs von Preußen anzuhören. Die Huldigungen der Stände, das Geräusch der Feste, die Folgen üppiger Gelage, machten bisher den lebensfrohen Fürsten für eine ruhige Audienz unfähig," — fuhr Kaub etwas spöttisch fort. „Freilich keine vielversprechenden Eigenschaften für den kühnen Eroberer, der seine Zeit besser benützen sollte. Indessen hat sich Albert doch entschlossen, die ausführliche Darlegung des Planes anzuhören. Morgen zehn Uhr ist die Audienz."

„Der Rath Ihres Königs ist meisterhaft," sagte der Kleine. „Der Zug nach Wien und Preßburg, statt nach Böhmen, wird in der That jede freie Bewegung Maria's zur Gegenwehr im Keime ersticken. Ich habe nur den Wunsch, daß Preßburg die Verbündeten, als Freunde der Unabhängigkeit und Freiheit Ungarns, begrüßen darf."

„Einverstanden, Excellenz!"

„Ein kluger Rath, — ein tadelloser Plan, zum sichern Verderben Maria Theresia's!" rief Bath. „Je mehr ich darüber nachdenke, desto heller strahlt vor meinem Geiste das Genie Ihres Königs. Ein rascher Zug nach Wien und Preßburg überliefert Oesterreich unfehlbar dem Verderben, — durchschneidet der Königin jede Sehne der Bewegung. Und wie natürlich

wiederum dieser Plan ist! Daß die Franzosen, sonst Meister in der Kriegskunst, nicht darauf verfielen!"

„So ganz natürlich ist der Zug nach Wien und Preßburg doch nicht, Herr Graf! Dies scheint nur so, nachdem Friedrichs Feldherrnblick diesen kürzesten und sichersten Weg, zum Verderben des Hauses Habsburg, gefunden."

„Ich brenne vor Ungeduld, zu erfahren, wie der Churfürst entscheidet. Darf ich morgen anfragen?"

„Warum nicht? Kommen Sie nur, ich stehe zu Diensten! Ich unterschätze die Stellung nicht, welche Ungarn bei dem beginnenden Sturze Oesterreichs einzunehmen vermag, und kein Mensch, — mein König nicht einmal ausgenommen," — fügte er voll Rachsucht bei, „wünscht sehnlicher die Vernichtung Oesterreichs, als ich."

Am folgenden Tage, zur festgesetzten Stunde, traten die Abgesandten des Königs von Preußen in das Cabinet des Churfürsten. Sie fanden bei ihm den Marquis von Beauveau, welcher das Heer als französischer Botschafter begleitete.

Dieser französische Diplomat war ein Mann in vorgerückten Jahren, von mittlerer Größe, hager, mit geistreichen Gesichtszügen und sinnenden Blicken. Die höfischen Förmlichkeiten der preußischen Offiziere er-

wiederte er mechanisch. Aber sein Blick ruhte durchdringend auf ihnen, als wolle er die diplomatische Qualität Beider abwägen. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit folgte er dem Vortrage Schmettau's. Man konnte in den Mienen des Franzosen lesen, daß der General, in gewandter und schlagender Weise, seines Auftrages sich entledigte.

Carl Albert saß in dem schwellenden Pfühle. Während Schmettau Friedrichs Feldzugsplan begründete, überkam den Fürsten wiederholt ein unbezwingbares Gähnen.

„Ich meine, Sie hätten dies Alles viel kürzer sagen können, General," sprach der Churfürst, nachdem Schmettau geendet. „Meinen Sie das nicht auch, Herr Marquis!"

„Ich finde das Gegentheil, Sire! Der Rath des Königs von Preußen ist von großen Folgen, und ein solcher Rath muß allseitig beleuchtet werden."

„Und was halten Sie von dem Rathe?" fragte der Fürst.

Der Marquis zuckte die Achseln und schwieg.

In Folge dieses Achselzuckens kam der Bayer in Verlegenheit, — ungefähr wie ein Mensch, der, nicht frei in seinen Entschlüssen, seinem Herrn nicht wider den Kopf stoßen möchte.

„Es ist Alles gut, General, was Sie da vorbringen,“ sagte er ausweichend. „Es fragt sich nur, ob es auch ausführbar ist,“ — und er sah den Marquis fragend an.

„Wien ist sehr fest, und wir haben keine Zeit zu verlieren,“ versetzte der Franzose.

„Jawohl, — wir haben keine Zeit zu verlieren,“ bestätigte Carl Albert.

„Ich verpflichte mich,“ entgegnete Schmettau, „innerhalb vierzehn Tagen Wien zu erobern. Ich kenne die Festungswerke genau und versichere, daß der Ruf von Wiens Festigkeit nur daher kommt, weil es niemals tüchtig angefallen wurde. Der Inseln und der Leopoldstadt kann man sich ohne alle Schwierigkeit bemächtigen. Wien ist dazu ohne Besatzung. Die Bürger werden beim ersten Kanonenschuß die Thore öffnen, weil sie ihre in den Vorstädten gelegenen Besitzungen nicht der Verwüstung preisgeben wollen. Wien ist dazu der Großherzogin von Toskana abgeneigt, dagegen herrscht daselbst eine mächtige, der bayrischen Dynastie sehr ergebene Partei. Hoheit wird die Documente näher geprüft haben, die ich in letzter Beziehung vorlegte.“

Carl Albert nickte beistimmend.

„O ja, die Wiener hatten immer gesunden Ver-

stand," rief er. „Offen gestanden, Herr Marquis, möchte ich über Wien nach Böhmen rücken."

„Obschon 20,000 Sachsen auf dem Sprunge stehen, in Böhmen einzufallen, Sire?"

Der Franzose hatte des Churfürsten Achillesferse getroffen. Mit Mühe konnte der Bayer durch die vorausgegangenen Verhandlungen dazu gebracht werden, einen winzigen Theil Böhmens an Sachsen abzutreten. Er wollte ganz Böhmen gewinnen. Beauveau benützte schlau diese Ländersucht des Fürsten und dessen Neid gegen Sachsen.

„Freilich, den vermaledeiten Sachsen muß man in Böhmen zuvorkommen," sagte er.

„Durch den Zug nach Wien und Preßburg, fällt ja Böhmen viel leichter und schneller in die Gewalt Eurer Hoheit," sagte Schmettau. „Während Sie Maria Theresia in Oesterreich und Ungarn Schach bieten, lassen Sie das in der Oberpfalz stehende Heer auf Prag losrücken."

Diese strategische Bemerkung war so schlagend und klar, daß Beauveau's Gesicht auf einen Augenblick die diplomatische Ruhe verlor.

„Beim Teufel, der General hat Recht!" rief Carl Albert. „Finden Sie das nicht auch, Herr Marquis?"

„Nicht so ganz, Sire! Sie kennen unseren Feld-

zugsplan. Einmal gefaßte Plane dürfen vorschnell nicht geändert werden."

„Ja, — aber, — ist es Ihnen denn nicht klar, daß der kluge Rath unseres Verbündeten von Preußen ganz in unserem Vortheile liegt?"

„Ich erkenne dies wirklich nicht so klar!" antwortete der Franzose, in einem an Sarkasmus grenzenden Tone.

„Gut, — aber mir ist der Handel ganz klar," rief der Fürst, durch Beauveau's Benehmen verletzt. „Wir gehen auf Wien los!"

„Als Bevollmächtigter Frankreichs muß ich dagegen protestiren," sagte der Marquis im Tone des Befehles. „Es steht durchaus nicht in meiner Macht, die Verhaltungsmaßregeln meines Hofes eigenmächtig zu verändern. Sie vermögen dies ebenso wenig, Sire!"

Der Bayer saß unbeweglich und steif. Eine dunkle Gluth des Unwillens färbte sein Gesicht. Auf seinen Lippen schwebte eine heftige Erwiederung; allein er sprach sie nicht aus. Den kochenden Unmuth kühlte rasch das Bewußtsein gänzlicher Abhängigkeit von Frankreich. Mit einem bitteren Lächeln wandte er sich an Schmettau.

„Mich haben Sie vollkommen von der Nützlichkeit

des Planes Ihres Königs überzeugt, General! Versuchen Sie nun, auch diesen Herrn zu überzeugen."

Er machte eine grüßende Handbewegung und verließ das Zimmer.

Schmettau hatte die Lage der Dinge durchschaut. Der Churfürst war eine Puppe in der Hand Frankreichs. Ohne dessen Willen durfte er keinen Schritt thun. — Es entspann sich zwischen ihm und dem Marquis eine sehr lebhafte Unterredung. Durch Schmettau's klare Erläuterungen gedrängt, mußte schließlich der Franzose die Ausführbarkeit des Planes, dessen Vortheile, sogar die Gewißheit des Gelingens anerkennen. Je schlagender jedoch Schmettau bewies, desto lebendiger wurde der Franzose. Zuletzt verlor er alle diplomatische Ruhe und es entschlüpften ihm Worte, die er hätte verschweigen sollen.

„Der Plan ist gut, — dennoch geht es nicht, — es geht unmöglich!" rief er. „Wir nehmen Wien, — wir ziehen siegreich in Preßburg ein, — Maria Theresia ist vollständig zu Grunde gerichtet, — Carl Albert ist Herr von ganz Oesterreich! Aber, General, dann wird uns dieser Mensch nicht mehr nöthig haben, — und das wäre gegen unseren Vortheil[1])."

---

1) Gfrörer, Bd. III. S. 115.

„Wenn Sie den vorgelegten Plan nur im Lichte des französischen Vortheiles betrachten, Herr Marquis," sagte Schmettau, „dann ist jede weitere Erörterung überflüssig. Aber mein Herr und König machte den Vorschlag im Interesse seines Alliirten von Bayern."

Er grüßte kalt und verließ mit Kaub das Zimmer.

„Da haben wir ein Stück französischer Falschheit und Tücke," sagte Schmettau entrüstet. „Ich beklage den Churfürsten."

„Ganz Ihrer Ansicht, General!" sagte Kaub. „Frankreich wird diesen armseligen Churfürsten für seine Zwecke benützen und dann fallen lassen. Am Ende verschuldet die französische Doppelzüngigkeit noch gar Oesterreichs Rettung," — und der von Haß glühende Mann kniff die Lippen zusammen.

„Sie sehen nicht ganz richtig, Oberst! Mit der Zertrümmerung Oesterreichs meint es Frankreich aufrichtig, — ebenso mit des Churfürsten Erhöhung zum Kaiser. Carl Albert erhält dazu Ober- und Nieder-Oesterreich und Böhmen, — mehr aber ja nicht! Er könnte sonst auf eigenen Füßen stehen und wäre von Frankreich unabhängig." —

Carl Albert legte noch einmal die Geldsäckel und Vorrathskammern der Oberösterreicher unter die Presse,

schlug bei Mautern eine Brücke über die Donau, und rückte der böhmischen Grenze näher.

Die Flüche und Verwünschungen der Oesterreicher folgten ihm. Der neue Erzherzog hatte sie mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelt und ausgebeutet.

Das zweite Heer der Bayern und Franzosen, welches bisher in der Oberpfalz gestanden, rückte gleichfalls gegen Böhmen vor. Am sechsten November erreichte es Pilsen.

Die Sachsen stiegen über das Gebirge und zogen gegen Prag.

Der vernichtende, erdrückende Kreis zog sich immer enger um Maria Theresia. Der König von England, anfänglich zur Hilfe bereit, hatte mit Frankreich einen Vertrag abschließen müssen, weil ein französisches Heer in Hannover einzufallen drohte.

So war nun die Königin von aller Welt verlassen und der Raublust ihrer Feinde preisgegeben.

Unausgesetzt brandschatzend, rückten Franzosen und Bayern bis nach Budweis. Dort erfuhr Carl Albert, daß Neippergs Heer bis auf 40,000 Mann angeschwollen sei. Er hatte nämlich alle kleinen Abtheilungen an sich gezogen, welche verschiedene Plätze besetzt hielten und vor der Uebermacht zurückwichen. Durch eine geschickte Bewegung bedrohte der öster-

reichische Feldmarschall die Flanke des verbündeten Heeres. Der Churfürst begriff die Gefahr. Er sandte nach Pilsen einen Eilboten mit dem Befehle, jenes Corps solle unverzüglich zu ihm stoßen, um Neipperg zurückzuwerfen.

Das Corps kam nicht.

Der Churfürst sandte Eilboten über Eilboten, — die Franzosen wichen nicht von der Stelle.

„Nun, das ist doch etwas stark," äußerte Albert unwillig. „Fünf Eilboten schickte ich nach Pilsen, aber die Kerle hören und sehen nicht. Bin ich nicht Oberbefehlshaber der verbündeten Armee? Warum leisten die Franzosen keinen Gehorsam?"

Beauveau zuckte gleichgültig die Achseln.

„Die französischen Generäle," sagte er unbefangen, „werden ihre besonderen Instruktionen haben."

Der Bayer wurde glühendroth, wagte aber keinen Widerspruch. Er griff nach dem vor ihm stehenden Becher und trank seinen Aerger hinab.

„Die französischen Generäle haben Ihnen sagen lassen, Sire," fuhr der Marquis ruhig weiter, „daß sie nicht in Budweis, sondern zu Horzelitz mit uns sich vereinigen wollen. Die Generäle haben jedenfalls ihre Gründe, und ich bin überzeugt, daß sie davon nicht abgehen werden."

Carl Albert, der Vasall Frankreichs, mußte sich unterwerfen.

Auf Schmettau's Rath, der sich noch immer bei dem Heere befand, und dessen strategische Kenntnisse der Fürst hochschätzte, ließ er zu Budweis eine starke französische Besatzung zurück, mit dem Befehle, diese überaus wichtige Stellung gegen die möglichen Angriffe Neippergs zu vertheidigen. Jene Abtheilung stand unter dem Commando des Marquis von Leuville. Kaum war jedoch das Heer abgezogen, als Leuville Budweis verließ und der Hauptmacht folgte. Denn auch Leuville hatte seine geheimen Instruktionen. Hierdurch wurde Graf Törring gezwungen, das sehr stark befestigte Lager bei Wessely aufzugeben, und gleichfalls der Hauptmacht nachzurücken.

Rasch benützte Neipperg diese Fehler. Er besetzte Budweis und schnitt das Heer des Churfürsten von Oberösterreich ab.

Am 25. November erschien Carl Albert vor Böhmens Hauptstadt. Nur 3000 Oesterreicher, unter dem Befehle des Schotten Ogilvy, bildeten die Besatzung. Prag wurde erstürmt.

Der Churfürst saß in dem alten Schlosse zu Prag. Am siebenten December ließ er einen Herold in der

Stadt herumreiten und verkünden, daß er König von Böhmen sei.

Mittlerweile trieben sich die Franzosen brandschatzend durch das Land. Sie legten harte Steuern auf, und zwar nicht im Namen des Königs von Böhmen, sondern im Namen des Königs von Frankreich. Albert mußte es geschehen lassen. Aber die endlose Reihe von Festen und Schwelgereien ersetzten ihm reichlich das drückende Bewußtsein, — ein Knecht Frankreichs zu sein.

Moriamur pro rege nostro.

Maria Theresia blieb bis zum letzten Augenblicke zu Wien. Als die verbündeten Heere Linz besetzten, entwich sie nach Ungarn, mit ihr die letzte Stütze und Hoffnung des unglücklichen Deutschlands.

Von den Ungarn kühl empfangen, saß die Königin auf dem Schlosse zu Preßburg, jeden Tag geängstigt durch die Fortschritte des Feindes.

Minister von Bartenstein fand keine Brücke über den Abgrund, welcher Oesterreich zu verschlingen drohte. Die Stunde lag ihm nicht mehr ferne, in der sich die Verbündeten in den an Maria begangenen Raub theilen würden. Die einzige Stütze für Oesterreichs Rettung war, nach Bartensteins unveränderter Ansicht, ein Bündniß mit dem gefährlichsten und thätigsten Feinde, mit Friedrich II. Die Königin sträubte sich dagegen.

„Ich fürchte mehr die Freundschaft Friedrichs, als dessen offene Feindschaft," sagte sie.

Dennoch arbeitete der Minister unausgesetzt für diesen Plan. Er hatte den einflußreichen Boskay für seine Ansicht gewonnen. Der Magnat suchte Maria für jenes Bündniß zu bewegen, — jedoch vergebens. Friedrichs wiederholt bewiesene Treulosigkeit und politische Versunkenheit hatten auf die Fürstin einen solchen Eindruck gemacht, daß sie nicht das mindeste Vertrauen in dessen Freundschaft setzte.

Aber auch Boskay wurde bald genöthigt, von einem Bündnisse mit Friedrich abzurathen. In einer Audienz nahm er förmlich jedes Wort zurück, das er in diesem Sinne gesprochen.

„Ich bringe eine Anklage gegen mich, Majestät!" begann er. „Ich habe wiederholt ein Bündniß mit dem Könige von Preußen angerathen. Ich nehme hiermit jedes Wort zurück. Dieser Friedrich ist ein —! Doch, — der Ausdruck paßt nicht hierher. Kurz und gut, Majestät, eben lief die Nachricht vom Grafen Bath ein, daß Friedrich den General Schmettau nach Linz geschickt, um den Churfürsten zu bereden, nicht nach Böhmen zu gehen, sondern nach Wien und Preßburg. Ich glaube nicht, daß jemals ein gefährlicherer Rath gegen Eure Majestät ertheilt wurde."

„Diese neue Arglist des Königs von Preußen überrascht mich durchaus nicht," sagte sie. „Uebrigens macht der Rath seinem Scharfsinne alle Ehre. Befolgt ihn Carl Albert, dann steht es schlimm, sehr schlimm mit uns."

Sie sprach die letzten Worte mit tiefer Bewegung.

„Nicht so ganz schlimm, Majestät! In drei Tagen versammeln sich Ungarns Stände um ihre Königin. Von dieser Versammlung hängt Alles ab. Ich bitte inständig, allergnädigste Herrin, die verheißenen Freiheiten zu gewähren. Ich weiß, daß man Ihrem hochherzigen Entschlusse entgegenarbeitet, — daß eine kurzsichtige Partei keine Versöhnung mit Ungarn will. Verschließen Sie Ihr königliches Ohr jenen gefährlichen Rathgebern. — Ungarns ganze Wehrkraft wird seiner Herrscherin zu Gebote stehen."

„Ich halte mein Wort, Graf Boskay!"

Hohe Befriedigung leuchtete im Gesichte des Grafen.

„Ich hätte noch eine Bitte!" sagte er, mit eigenthümlichen, an Verlegenheit grenzenden Manieren. „Meine Bitte ist etwas seltsamer Art, und mag die Verwunderung meiner königlichen Herrin erregen. Aber die Noth ist groß. Jeder helfende Arm muß in der Bedrängniß willkommen sein."

Er hielt inne, bog den Bart zwischen die Zähne, und vergaß vor innerer Erregung jedes Gebot der Etiquette.

„Was haben Sie denn?“ fragte Maria erstaunt.

„Majestät, — in den Wäldern Slavoniens hausen zahlreiche Räuberbanden. Kühne, verwegene Männer, welche das Gesetz aus der Gesellschaft gestoßen. Theilweise Verbrecher, Nichtswürdige, Elende, — ja! Aber nur theilweise. Es sind Leute voll Tapferkeit, abgehärtet gegen alle Gefahren und Strapazen, Männer, die vom Kampfe leben. Jene tapferen Banden möchte ich um mich schaaren. Ich möchte ein Regiment aus ihnen bilden, und an ihrer Spitze der Erste sein im Streite gegen Franzosen und Bayern. Darum bitte ich, gestatten Sie gnädigst jenen Leuten straflose Rückkehr. Erlauben Eure Majestät, daß jene Männer durch ihr Blut die Schande ihres bisherigen Lebens sühnen.“

„In der That ein seltsamer Vorschlag, Graf Boskay! Räuber unter Oesterreichs Fahnen? Kaum möglich!“

„Sind Bayern und Franzosen keine Räuber, Majestät? Brandschatzen Bayern und Franzosen nicht in Ihren Landen? Stehen dieselben nicht im Begriffe, Ihre Provinzen zu rauben und eine Königin vom Throne zu stoßen? Ist es verwerflich, Räuber durch

Räuber zu bekämpfen? Und dann, königliche Herrin, sind die meisten jener Leute keine wirklichen Verbrecher. Widrige Verhältnisse haben sie in jenes Elend getrieben. Wenn die verzeihende Hand Eurer Majestät sie aus dem Abgrunde eines gesetzlosen Lebens heraufzieht, dann steht zu erwarten, daß die Meisten tüchtige brave Soldaten werden." —

„Ich will die Sache überlegen! Das Mögliche, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann, soll geschehen [1])."

Ein Kammerdiener meldete den Marquis de Dreux. Boskay verließ das Cabinet.

Der französische Gesandte, Marquis de Dreux, war mit hochfahrendem Wesen eingetreten, wie etwa der Botschafter eines siegreichen Volkes vor die besiegte Königin tritt. Ein einziger Blick verwandelte den Franzosen vollständig. Dieser einzige Blick traf eine blendende Schönheit und eine gebietende Majestät. Der gewandte Mann vollzog zwar pünktlich die vorgeschriebenen Förmlichkeiten, allein er vermochte es nicht, im Laufe der ganzen Besprechung die Gewalt abzustreifen, die Maria's königliche Erscheinung ihm abnöthigte.

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 112.

Der Minister von Bartenstein begleitete ihn.

Der Franzose hatte seine Rede in sehr gewählter Form und mit großer Weitschweifigkeit begonnen. Er blähte sich in der Fülle glänzender Phrasen, wie ein Pfau, wenn er das schillernde Rad spannt. Maria folgte längere Zeit dem Phrasenschwulste, bis endlich die vielen Worte, welche nichts sagten, ihren Widerwillen erregten.

„Herr von Bartenstein setzte mich bereits von dem Zwecke Ihrer Sendung in Kenntniß," sprach sie, als der Marquis, eben auf der Höhe einer fulminanten Redefigur angelangt, eine Pause machte. „Der Hof von Versailles verlangt von mir die Bestätigung des Raubvertrages zwischen Frankreich, Preußen, Bayern und einigen anderen deutschen Höfen. Hören Sie kurz meinen Entschluß, Herr Marquis! Niemals kann ich in die schmählichen, an mich gestellten Forderungen willigen. Ich betrachte die Allianz jener Mächte als eine himmelschreiende Verschwörung gegen Oesterreich. Ich verwerfe alle Punkte jenes Vertrages, selbst diejenigen, welche mir Ungarn als Gnadengeschenk zusichern."

Der französische Gesandte folgte mit steigender Verwunderung diesen Worten. Es schien ihm unbegreiflich, wie ein Weib so sprechen konnte, das flüchtig,

in hoffnungsloser Lage, der Uebermacht und der Willkür andrängender Feinde verfallen war.

„Diesen Entschluß Eurer Majestät muß ich tief beklagen," sagte er. „Frankreich anerkennt die Rechte des Churfürsten von Bayern. Zugleich möchte es seine freundschaftliche und versöhnliche Gesinnung Eurer Majestät dadurch zu erkennen geben, daß es Ungarn und einige Erblande der erlauchten Tochter Carls VI. gewährleistet. Möchte der ausgesprochene Entschluß nicht unwiderruflich sein. Machen Sie es Frankreich nicht unmöglich, den Gefahren zu begegnen, die sich allenthalben gegen Oesterreichs Existenz aufthürmen."

„Frankreich will nicht Oesterreichs vollständige Vernichtung, — zugestanden, Herr Marquis! Frankreich will nur ein wehrloses Oesterreich, das zu schwach ist, um den Eroberungsgelüsten des Reichsfeindes zu begegnen. Sie sprechen von sich „„aufthürmenden Gefahren."" Ich kenne meine Lage vollkommen. Berichten Sie jedoch Ihrem Hofe, daß ich entschlossen sei, lieber ehrenvoll unterzugehen, als meinen Rechten zu entsagen und einen entehrenden Vertrag zu bestätigen."

„Majestät, Frankreich kämpft nicht für sein Interesse, sondern für die Idee des Rechtes. Frankreichs Absichten sind getragen von jenen erhabenen Grundsätzen, die ihm seine Mission auferlegen. Diese Ab-

sichten sind ehrenvoll und geleitet durch Verhältnisse, welche es zwingen, seine starke Hand in die Wagschale der Geschicke Deutschlands zu legen."

„Frankreichs Absichten?" wiederholte Maria Theresia, im Innersten über diese Heuchelei empört. „O, Herr Marquis, ich durchschaue diese Absichten sehr gut! Frankreich will in dem begonnenen Kampfe nur sein Interesse, für dieses kämpft es, aber nicht für eine Idee! Frankreich will die Niederlande und das linke Rheinufer, — Frankreich will das deutsche Reich spalten, — Frankreich will aus dem neuen Kaiser, Carl Albert, ein gefügiges Werkzeug sich schaffen, — Frankreich will die Vasallenschaft aller deutschen Fürsten, — Frankreich will in Europa den Vorsitz führen, darum zerklüftet es mein unglückliches Vaterland, — das arme, verblendete Deutschland," sprach sie in bewegtem Tone. Sogleich aber fuhr sie fest und bestimmt fort: „Ja, — dies Alles will Frankreich! Sie aber, Herr Marquis, verlassen unverzüglich meinen Hof! Zwischen mir und dem Erbfeinde des deutschen Reiches darf nicht einmal der Schein freundschaftlicher Beziehung bestehen."

In augenscheinlicher Verwirrung und Bestürzung verließ de Dreux das Cabinet. —

Graf Boskay war in den Wagen gestiegen, der

im Schloßhofe harrte, und rasch in sein Palais zurückgekehrt, das den schönsten Platz der Stadt beherrschte. Der Kammerdiener nannte ihm eine Reihe ungarischer Edelleute, die sich zum Besuche angemeldet. Der Magnat hörte mit vieler Befriedigung diese Namen, unter denen die vornehmsten und einflußreichsten Familien des Landes vertreten waren.

„Vorzüglich, — mehr, als ich erwartete! — Und Skandori?“ fragte er rasch.

„Wartet, seit einer Stunde, im grünen Zimmer.“

„Ist Trenk noch nicht da?“

„Nein!“

„Wenn er kommt, meldest Du ihn sogleich.“

Boskay eilte in das genannte Zimmer.

An einem Tische, den Kopf in die breite Hand gestützt und in einen grauen Mantel gehüllt, saß ein Mann. Bei des Grafen Eintreten hob er den Kopf und stand langsam auf. Eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit breiten Schultern und einem Nacken, der einem ungarischen Stiere alle Ehre würde gemacht haben, stand vor dem Magnaten. Mit einer heftigen Kopfbewegung warf er die langen schwarzen Haare zurück, und ein gebräuntes Gesicht, voll Kühnheit und Verwegenheit, von zwei breiten Narben durchzogen, trat aus der Umrahmung des dicken Haares hervor.

An den Handgelenken trug er silberne Armspangen, und an den Ohren goldenen Schmuck, von dem der eine eine Leier, der andere eine Violine vorstellte. Die sprechenden Augen des Mannes ruhten forschend auf Boskay.

„Setz' Dich, Mathias!" sprach der Graf freundlich, einen Stuhl herbeiziehend. „Ich komme eben von der Königin. Wir haben die beste Hoffnung."

Die Augen des Mannes glitten langsam, mit dem Ausdrucke der Enttäuschung, von dem Edelmanne zum Boden nieder.

„Hoffnung, — nur Hoffnung?" sagte er. „Wir sollten Gewißheit haben. Bin da hereingekommen, hab' meinen Kopf auf's Spiel gesetzt. Ihr wißt doch, Graf, daß zweitausend Marienthaler für den Kopf des Räuberhauptmannes Skandori geboten sind."

„Du wirst Deinen Kopf für zweitausend Thaler nicht abgeben, Häuptling," entgegnete Boskay lächelnd. „Bist Du aber in Sorge, will ich in meinem Wagen Dich in Sicherheit bringen lassen."

„Nicht nothwendig," versetzte der Rääberhauptmann, wobei er den Mantel etwas zurückschob, so daß ein breiter Gurt, mit einigen Pistolen und einem langen Dolche, zum Vorscheine kamen. „Skandori wird seinen Kopf selber beschützen und in Sicherheit

bringen. — Sagt mir Näheres, Graf! Wie nahm die schöne Königin unseren Handel auf?"

„Sehr gnädig, Mathias! Ich habe für euch warm gesprochen, und bin überzeugt, daß ihr Alle, unter der Bedingung gegen die Bayern und Franzosen zu kämpfen, straffreie Rückkehr in die Gesellschaft erlangt."

„Straffreie Rückkehr, — ein schönes Wort! Das Räuberleben ist ein Hundeleben. Man hängt, so zu sagen, Tag und Nacht am Galgen seines eigenen Gewissens. — Ob wir kämpfen wollen gegen Bayern und Franzosen? Glaubt mir, daß hundert der Unsrigen mehr leisten im Niederstechen und Niederschießen, als tausend montirte und gedrillte Soldaten."

„Ich glaube Dir, Mathias! Und wie viele Leute kannst Du stellen?"

„Die Banden zusammen an die zweitausend und darüber."

„Eine schöne Zahl! Das gäbe ein prächtiges Reiterregiment. Aber ich fürchte, Mathias, daß eure Leute, an ein zügelloses Leben gewöhnt, sich den Regeln der Mannszucht kaum fügen werden."

„Das ist ein Irrthum! Unsere Mannszucht ist strenger, als bei den Soldaten. Werdet Ihr unser General, Graf, dann schwöre ich, Jedem eine Kugel

durch den Kopf zu schießen, der keine Mannszucht hält. Hm, — ich denke, das versteht sich von selbst."

„Ich werde mich überzeugen."

„Wovon, Graf?"

„Von der Tüchtigkeit eurer Leute."

„Mustert sie nur!" versetzte der Räuberhauptmann stolz. „Kerle, wie Eichbäume, kühn und verwegen, tapfer und ausdauernd. Einige sind darunter, denen ein Auge fehlt und mehrere Finger. Im Kampfe haben sie die Glieder verloren. Aber sie sehen mit dem einen Auge schärfer, als Andere mit vier. Sie fechten mit sechs Fingern besser, als Andere mit zwanzig."

„So ist's nicht gemeint, Mathias! Prüfen will ich, wie Viele aus euch würdig sind, an dem heiligen Kampfe für die Freiheit unseres Vaterlandes Theil zu nehmen. Möchte prüfen, ob nicht das Räuberleben den letzten Funken der Ehre weggespült. Wie Viele der Begeisterung fähig sind, zu sterben für ihre Königin, — wie Viele werth sind, sterben zu dürfen, für die Tugendreichste ihres Geschlechtes."

„Ihr stellt die Räuber viel zu niedrig im Preise, Graf! Wie gesagt, die Meisten dienen dem Bösen aus Noth und Zwang. Sie wollen als ehrliche Leute sterben. Freilich gibt es auch Bösewichte unter uns,

— Kerle, die rauben und morden aus Lust, — die mögt Ihr ausstoßen. Doch Ihr werdet keine Hundert ausstoßen müssen. Kommt, — urtheilt."

„Abgemacht! An dem bekannten Orte versammelst Du alle Banden. Am sechsten September schickst Du mir einen Führer, wenn Du selber nicht kommen willst. Bis dahin lebe wohl."

„Ich bleibe hier bis zum Abend."

„So lange es Dir gefällt. — Spare den Krug nicht, Mathias! Laß Dir frischen Wein kommen, wenn er leer ist."

Mathias Skandori setzte sich wieder an den Tisch. Der Graf begab sich in den Salon, wo eine glänzende Versammlung seiner harrte.

Boskay entwickelte alle Kunst der Ueberredung, um die abgeneigten und mißtrauischen Magnaten für Maria Theresia zu gewinnen. Nicht bei Allen gelang es ihm. Das vergebliche Bemühen, der ungarischen Constitution Geltung zu verschaffen, hatte seit einer langen Reihe von Jahren eine zu tiefe Mißstimmung hervorgerufen. Klug und vorsichtig bekämpfte Boskay diesen Geist. Schließlich wußte er Allen das Versprechen zu entlocken, die auf den vierten September

angesagte Versammlung zu besuchen, wo die Königin jeden Zweifel an ihre guten Absichten zerstören werde.

Der bedeutungsvolle Tag war da. Zu Preßburg sollte über das Geschick Oesterreichs und Deutschlands entschieden werden. In den Straßen der Stadt fluthete ein ruheloses Gemenge von stattlichen Reitern in malerischen Trachten, von Bürgern, von Landleuten und Bewohnern der Steppen. Sogar die Unwissenden schienen das Gewicht des Tages zu fühlen. In allen Gesichtern Erwartung, zuweilen Hoffnung, größtentheils Zweifel und Argwohn. Das Volk kannte zwar bereits Maria's Versprechen, Ungarn jene Freiheiten zu gewähren, die ihm bei seiner Vereinigung mit Oesterreich zugesichert wurden. Wenn aber ein Volk zwei Jahrhunderte nach garantirten Freiheiten vergebens ringt und strebt, dann haben Zweifel und Argwohn ihre Berechtigung. Darum lag über den Massen eine gedrückte Stimmung, ein banges Erwarten der nächsten Ereignisse. Ein genauer Beobachter konnte bald wahrnehmen, daß für Maria Theresia Alles auf dem Spiele stand. Gelang es ihr nicht, das Vertrauen der Stände zu gewinnen, dann verlor sie in Ungarn jede Stütze. Der flüchtigen, unglücklichen Fürstin blieb in dem weiten Reiche kein Fleck, auf den sie in Sicherheit den Fuß stellen konnte.

Boskay hatte die Königin von Allem genau unterrichtet. Er ließ sie in die drohenden Verhältnisse hineinblicken.

So kam es, daß Maria nach einer durchwachten Nacht den verhängnißvollen Tag mit Bangigkeit hereinbrechen sah. Ihr Antlitz war bleich und angegriffen. Ihre Haltung jedoch ruhig und voll jener duldenden Hingebung, womit das Unglück den schuldlos Leidenden in entscheidender Stunde so schön kleidet.

In königlichem Schmucke strahlend war sie eben im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als der Minister von Bartenstein erschien.

„Was bringen Sie, Herr Minister? Doch keine Geschäfte, die sich aufschieben lassen?"

„Majestät, bevor Sie die Versammlung der Stände betreten, möchte ich eine dringende Bitte an Ihr großes königliches Herz richten. — Gott walte über der nächsten Stunde," fuhr der Staatsmann beklommen fort, „und lenke Alles zum Besten! Wie sich indessen auch Ungarn zu Eurer Majestät stellen möge, immerhin bleibt es eine unabänderliche Forderung der Staatsklugheit, Österreichs mächtigsten und gefährlichlichsten Feind schadlos zu machen."

„Sie sprechen von dem Könige von Preußen."

„So ist es, Majestät! Meine Ueberzeugung zwingt mich, abermals die Nothwendigkeit der Aussöhnung mit Friedrich darzustellen. Wäre auch Ungarn zur Hilfe bereit, so liegt die Entscheidung dennoch bei Preußen. Friedrich hält Neipperg fest. Das einzige Heer Oesterreichs ist dazu verurtheilt, thatloser Zuschauer zu sein, wie Bayern, Franzosen und Sachsen eine Provinz um die andere wegnehmen. Bald werden die Verbündeten ihre Streitkräfte vereinigen, Neipperg erdrücken, und zu Wien die Auflösung der österreichischen Staaten erklären. Die Klugheit gebietet, diese unheilvolle Lage rasch zu ändern, bevor es zu spät ist. Sie vermögen dies, Majestät, durch ein Opfer. Ich darf dieses Opfer von Ihrem großen Herzen erwarten. Die Abtretung Schlesiens an Preußen wird Friedrich bewegen, sein Heer gegen die Verbündeten zu führen, und Neipperg freie Bewegung zu gestatten."

Maria's ruhige Haltung wurde erregt, ihr Angesicht glühte, aber sie sprach kein Wort.

„Ich erkenne vollkommen das Bittere meiner Vorstellung," fuhr der Staatsmann nach einer Pause fort. „Aber mein Vertrauen in die Hochherzigkeit und in den politischen Scharfsinn Eurer Majestät ist noch weit größer, als mein Abscheu gegen die bisherige Handlungsweise Friedrichs."

„Und weßhalb stellen Sie ihren Antrag in diesem Augenblicke, Bartenstein?“

„Weil es sehr gefährlich erscheint, einen Schritt zu verschieben, der längst geschehen sein sollte,“ antwortete er etwas verlegen.

„Sie sind nicht aufrichtig, Bartenstein!“ sprach die Königin ernst. „Ich will Ihnen den eigentlichen Grund sagen! Sie stellen Ihren Antrag unter dem Drucke des gegenwärtigen Augenblickes. Sie glauben, daß ein Weib, von allen Seiten gedrängt, — daß eine Königin, in banger Erwartung, die letzte Stütze zusammenbrechen zu sehen, — kurz, daß ich in dieser verhängnißvollen Stunde, wo ich erwarten darf, Ungarns Stände werden offen abfallen und zum Feinde übergehen, — daß ich jetzt zu Allem bereit bin, sogar zu einem Vertrage mit meinem größten Feinde. Sie täuschen sich, Herr Minister. Ich lasse mir nichts abtrotzen. Kein Zwang der Umstände soll mich bestimmen.“

„Vergebung, Majestät, — Vergebung! So war es nicht gemeint,“ entschuldigte der betroffene Staatsmann.

„Ihre Meinung ist wohlwollend und Ihre Gesinnung treu, — dies möge den Mißgriff entschuldigen. Ich verwerfe Ihren Antrag. Wir Habsburger

lassen uns durch unheilvolle Lagen keine Zugeständnisse abnöthigen, die mit Ruhe und kaltem Blute überlegt sein wollen."

Sie schritt an dem Minister vorüber und begab sich in die Schloßkapelle.

Mittlerweile hatten sich die Stände in dem Saale der Burg versammelt: — ein buntes Gedränge von reichen Trachten, ein Funkeln edler Gesteine und ein Blitzen goldener Ketten, — zuweilen auch ein leises Rasseln und Klirren anschlagender Waffen. Ergraute Häupter mit sinnenden, faltigen Gesichtern, kräftige Männergestalten mit trotzigen Zügen und dunklen Augen, in denen stille Flammen loderten. Ueber der glänzenden Versammlung lag das Gepräge stolzer Zurückhaltung, trotzigen Harrens und magnatischen Selbstbewußtseins ausgegossen.

Alle Straßen, welche nach dem Schlosse hinmündeten, hielten Volksmassen besetzt. Bis in den Hof hinein schob sich das Gedränge. Die Wachen hatten Mühe, den Andrang abzuhalten. Sogar die Massen beobachteten ein abwartendes, beinahe stolzes Verhalten. Nirgends Geschrei und Tumult. Die Gesichter der Tausende schauten nach dem Ständesaale hin, aus dem gleichsam der belebende Hauch erwartet wurde, diese erstarrten Massen zu bewegen.

Die Stände harrten noch immer der Königin. Manches Auge blickte bereits mit Ungeduld nach der geschlossenen Flügelthüre, durch welche Maria Theresia eintreten mußte. Es begannen da und dort lebhafte Gespräche, — anfänglich in flüsterndem Tone, dann immer lauter und lauter, bis die Verschiedenheit der Ansichten heftigen Wortstreit hervorrief.

Am lautesten sprach Fürst Czepany, ein langer Herr, hochfahrend, mit harten Zügen, dem Hause Habsburg abgeneigt, das Haupt einer verzweigten Magnatenpartei. Graf Boskay kannte die Gesinnung dieses einflußreichen Mannes. Vergebens hatte er ihn für Maria's Absichten günstig zu stimmen gesucht. Des Fürsten Argwohn glaubte nicht an eine freie Stellung für Ungarn, so lange Habsburg den Scepter führte über dieses Land. Czepany war nicht erschienen zur Verständigung, sondern zur Benützung der Umstände und zum Betreiben der eigenen Plane.

Diesem Herrn hatte sich Boskay genaht, ihm einige Verbindlichkeiten gesagt, und war dann sogleich, als er auf den Zweck der Versammlung zu sprechen kam, mit dem Fürsten in Wortwechsel gerathen.

Boskay, von Natur heftig und leicht gereizt, bot alle Selbstbeherrschung auf, seine Ruhe dem hochfahrenden Manne gegenüber zu bewahren. Nur der Ge-

danke an die Wichtigkeit des Augenblickes, und des Grafen unbegrenzte Hingabe für Maria, vermochten es über ihn, des Fürsten Uebermuth und verletzende Reden zu ertragen.

„Ich bewundere Ihre Anhänglichkeit an die schöne Königin," sagte Czepany in spöttischem Tone. „Ich selbst habe dieses reizende Weib niemals gesehen; — die Macht ihrer Schönheit muß wirklich überwältigend sein. Denn ich wüßte keinen andern Grund zu entdecken, welcher den Sprößling eines Königsgeschlechtes für den letzten Sprößling der Habsburger schwärmen macht."

Dem Grafen schoß eine dunkle Gluth in das Gesicht. Er schwieg, und ließ die Erregung vorübergehen.

„Sie täuschen sich, Fürst Czepany!" sagte er ruhig. „Ohne die persönlichen Vorzüge Maria Theresia's bestreiten zu wollen, bilden dieselben doch keinen Grund meiner Anhänglichkeit."

„Nicht? Was denn sonst?"

„Einzig und allein die guten Absichten unserer Königin für Ungarn! Einzig und allein ihre Bereitwilligkeit, meinem Vaterlande alle Freiheiten und Rechte zu gewähren, die es nur immer verlangen kann."

Das Angesicht des Fürsten verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln.

„Nun ja," sagte er trocken, „Ihre Königin, von

Deutschen und Franzosen hart bedrängt, ist zu Allem bereit. Warum auch nicht? Ihrer Länder beraubt und flüchtig, haben die tapferen Ungarn weiter nichts zu thun, als der Tochter Carls VI. den verlorenen Thron wieder zu erobern. Wer sollte für solchen Dienst nicht einige verklausulirte Freiheiten gewähren? Ist die Arbeit gethan, nimmt man unter allerlei Ausflüchten das Versprochene zurück."

„Ihr ungerechter Argwohn wäre unmöglich, Herr Fürst," versetzte Boskay, „wenn die nähere Bekanntschaft mit der Königin Sie von ihrer Tugend und geraden Gesinnung überzeugt hätte."

„Tugend, — Tugend, — Weibertugend, — gerade Gesinnung eines Weibes, — lächerlich!" sprach Czepany vor sich hin. „Uebrigens muß ich gestehen," fuhr er fort, den Grafen spöttisch betrachtend, „daß es für junge und bevorzugte Männer großen Reiz haben muß, „„die schönste Frau ihres Jahrhunderts"" aus den Fäusten ihrer Feinde herauszuhauen."

Boskay richtete sich stolz auf, den flammenden Blick auf den Fürsten gerichtet. Eine heftige Entgegnung schwebte ihm auf den Lippen. Er unterdrückte dieselbe. Das lange Schwert, von seinen Vorfahren in mancher Schlacht getragen, vor sich hinstellend,

legte er die Rechte auf dessen Kreuzgriff und blickte schweigend nieder.

Dieses Benehmen imponirte dem Fürsten. Vielleicht lag es in seiner Absicht, den Grafen zu reizen, einen heftigen Auftritt hervorzurufen, in den sich die zahlreichen Anhänger beider Parteihäupter gemischt haben würden, und so die Versammlung zu stören. Nun aber fühlte er das Unwürdige seines Benehmens. Boskay's Verhalten beschämte ihn.

„Ich wollte durch meine vorige Bemerkung natürlich keine Beleidigung aussprechen," sagte er. „Ich wollte nur ausdrücken, daß es für den ritterlichen Sinn eines jungen Mannes großen Reiz haben muß, dem Dienste einer schönen unglücklichen Frau den Arm zu weihen."

„Es freut mich, Fürst Czepany, daß Sie keinen Tadel gegen diese Absicht aussprechen."

„Keinen Tadel? Ihr Schluß ist falsch, Herr Graf! Weit mehr, als Gefühle und Theilnahme für persönliches Unglück, gilt mir die unbedingte Hingabe an das Vaterland."

„Ich theile Ihre Ansicht vollkommen. Nur in den Mitteln und Wegen zur Freiheit Ungarns zu gelangen, sind wir verschiedener Ansicht. Warten Sie es ab, — Maria Theresia wird jedes ächte Ungarnherz befriedigen."

„Bah, — bah!“ rief Czepany heftig aus. „Hören Sie, kluge Benützung der gegenwärtigen Verhältnisse, — vollständige Trennung Ungarns von Oesterreich, — das ist unser Progamm!“

Dieser Austausch der Ansichten hatte sich der ganzen Versammlung mitgetheilt. Allenthalben wurde gestritten. Die Köpfe erhitzten sich. Immer lauter erfüllte heftiges Wortgezänke die Räume des Saales.

Boskay begann das Schlimmste zu fürchten. Viele waren nur mit Widerstreben erschienen. Es lag die Möglichkeit der Auflösung der Stände vor, wenn nicht das Erscheinen der Königin rasch das Umsichgreifen der Bewegung erstickte. In banger Erwartung sah der Graf nach den verschlossenen Flügelthüren. Er hätte forteilen, und Maria die Gefahr ihres verzögerten Erscheinens mittheilen mögen. Sein Angesicht glühte vor Unruhe; denn immer stürmischer wurde das Gezänke der streitenden Parteien. Schon klang das Klirren heftig aufgestoßener Waffen durch den Saal.

Da begann die große Glocke zu läuten: — das Zeichen, daß die Königin von Ungarn in den Ständesaal sich begab.

Boskay athmete tief auf.

Der Wortstreit verhallte, und der tiefe, eherne Glockenruf rauschte beruhigend über der Versammlung.

Aller Augen waren nach der Flügelthüre gerichtet. Diese öffnete sich. Man sah durch die Thüre in einen dämmernden Raum. Die tiefste Stille trat ein. Nur sehr Wenige hatten Maria Theresia gesehen; man erwartete mit Spannung das Erscheinen der vielgerühmten Frau.

Boskay hörte und sah nichts. Sein Herz pochte gewaltig. Ihm dünkte der Erfolg höchst zweifelhaft. Die Ansichten standen zu schroff sich gegenüber, und ohne Uebereinstimmung aller Parteien, war jede erfolgreiche Hilfe für die bedrängte Fürstin unmöglich.

Ein leises Gemurmel der Ueberraschung erwachte im Saale. Maria Theresia war eingetreten, umkleidet vom königlichen Ornate, die strahlende Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ihr folgten der Primas von Ungarn, ein Greis mit langem Silberbarte, Minister von Bartenstein und Gräfin Agnes von Kyburg. Die Abwesenheit eines glänzenden Gefolges wirkte vortheilhaft auf die Gemüther; denn sie drückte Maria's Verlassenheit aus, welche jetzt zur Treue und Anhänglichkeit der Ungarn vertrauensvoll ihre Zuflucht nahm.

Die Königin war bis an den Rand der Erhöhung vorgetreten, zu der einige Stufen emporführten. Hier stand sie einige Augenblicke schweigend und sich sammelnd.

Sodann hob sie das königliche Haupt empor, ihre lichten Augen glitten über die Stände hin, und ihr ganzes Wesen belebte die zwingende Macht ihrer wundervollen Schönheit und weiblichen Anmuth, reizend gepaart mit der gebietenden Majestät ihrer Würde. Unter den Ständen herrschte Grabesruhe. Der Zauber ihrer Erscheinung hielt die Sinne gefangen, das Bewußtsein ihres reinen Wandels erfüllte mit Hochachtung, und der Gedanke an ihr Unglück begann die Gemüther zu bewegen. Der trotzigste Ungar mußte im Innersten bekennen, daß seine Königin einem Engel gleiche an Tugenden, die sich klar und lebhaft in dem reizenden Antlitze widerspiegelten, und einem Könige an Würde und angeborener Majestät.

Fürst Czepany stand mit überschlagenen Armen, den trotzigen Blick fest auf Maria gerichtet. Keine Bewegung malte sich in den strengen Zügen. Aber seine Lippen kniff er fester zusammen, seine Stirne legte sich in tiefere Falten und sein Auge wurde dunkler. Ein stolzes, unbeugsames Gemüth war offenbar in die Lage gekommen, Bewegungen der Seele zu bekämpfen, die sich wider Willen erhoben.

Maria Theresia's klare Stimme hallte in festen melodischen Klängen durch den Saal.

„Wir haben die Stände unseres Königreiches

Ungarn versammelt," begann sie in der lateinischen Landessprache, „um ihnen unseren Willensentschluß zur Gewährung der vollen verbrieften Freiheiten dieses Landes auszudrücken, wie dieselben in der Urkunde des XVI. Jahrhunderts ausgesprochen sind. Indem Wir dieses thun, erfüllen Wir unsere Herrscherpflicht und genügen dem Drange Unseres Herzens. Unser Minister wird den Ständen die ausführlichen Schriftstücke vorlegen."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit bewegter Stimme fort:

„Die gegenwärtige gefahrvolle Lage Oesterreichs ist den Ständen bekannt. Ja, — Unsere Lage ist so betrübt, daß Wir sie den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um Erhaltung des Königreichs Ungarn, der Krone des heiligen Stephan, Unserer Person, — Unserer Kinder!"

Sie stockte, die Stimme versagte ihr. Der Gedanke an die Kinder hatte die mütterlichen Gefühle über die Majestät der Königin siegen lassen.

Dieser Ausdruck der Mutterliebe wurde verstanden und gewürdigt. Er brachte auf die ohnehin bewegten Gemüther den tiefsten Eindruck hervor. Manchen schlichen Thränen in die Augen, Andere senkten das

Haupt und schlugen den thränenfeuchten Blick zu Boden, als schämten sie sich ihrer Bewegung.

„Von aller Welt verlassen," fuhr sie in überaus wehmüthigem Tone fort, „flüchten Wir, als zu Unserem letzten Hort, zur alten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen Wir Uns und die Unsrigen. In der gegenwärtigen dringenden Gefahr muß ohne Zögerung Rath geschafft und zum Schwerte gegriffen werden, um Unsere und des Reiches Feinde zurückzuwerfen. Fest vertrauen Wir, daß Ungarns Stände, gemäß ihrer Liebe und Treue, Uns mit Rath und That beistehen [1])."

Tausende hätten dieselben Worte sprechen können, ohne zu rühren, oder hinzureißen. In dem Munde Maria's hatten jedoch diese Worte eine ganz eigenthümliche Macht, eine unwiderstehliche Gewalt. Kaum hatte sie den letzten Satz ausgesprochen, als ein unbeschreiblicher Sturm der Begeisterung losbrach.

»Moriamur pro rege nostro!« rief eine Stimme, — und sogleich donnerte es durch den Saal: »Moriamur pro rege nostro!«

Die Rufe im Ständesaale drangen hinaus zu den harrenden Massen, und wie das Rauschen stürmischer Meereswogen donnerte es durch Preßburgs Straßen:

1) Gfrörer. Gesch. d. XVIII. Jahrh. Bd. III. S. 110.

»Moriamur pro rege nostro!«

„Laßt uns sterben für unsere Königin," hallte es im Ständesaale nach.

„Gut und Blut für unsere Herrin!"

Die allgemeine Begeisterung riß Alle fort. Viele Stände entblößten die Klingen und schwangen sie gegen Himmel unter dem wiederholten Rufe:

»Moriamur pro rege nostro!«

Andere sanken in die Kniee, das in Thränen schwimmende Auge auf die Königin geheftet. Sogar Fürst Czepany wischte kopfschüttelnd eine Thräne aus dem Auge.

Boskay stand hoch aufgerichtet und verklärten Angesichtes. Noch ruhte sein Blick auf der leeren Fläche der Thüre, durch welche Maria Theresia verschwand. Da fühlte er sich kräftig am Arme gefaßt.

„Graf Boskay, ich bin besiegt!" rief Czepany. „Nein, hier ist kein Widerstand möglich! Der Teufel selbst müßte ihr Glauben schenken. Es lebe das freie Ungarn, — es lebe unsere Königin! Gut und Blut für unsere Herrin!"

Er umarmte den Grafen. Die Versöhnung der beiden Parteien war besiegelt.

Unter wiederholten Hochrufen und von Begeisterung getragen, stiegen die Stände hinab vom Schlosse

in das sogenannte Landhaus. Dort wurden die Anträge der Königin vorgelesen und die bestätigten Freiheiten Ungarns mit endlosem Jubel begrüßt. Noch in derselben Sitzung beschlossen die Stände das allgemeine Aufgebot, die »insurrectio.« Sie betrug 15,000 Reiter und 30,000 Mann Fußvolk. Aber dies genügte den Ständen nicht. Sie stellten noch 20,000 Rekruten für die kaiserlichen Feldregimenter.

Ein Mann ohne Gewissen.

Die Erklärung der Ungarn, für Maria Theresia in den Kampf zu ziehen, änderte nichts an der gefahrvollen Lage des Augenblickes.

Ober- und Niederösterreich, Böhmen und Schlesien waren in Feindes Hand. Spanien und Piemont schickten sich an, die italienischen Provinzen des Kaiserstaates wegzunehmen.

Die ungarischen Stände hatten zwar das allgemeine Aufgebot beschlossen, von dem Beschlusse aber bis zur Verwirklichung verfloß geraume Zeit. Bis dahin konnte ganz Oesterreich occupirt sein. Kam schließlich das ungarische Aufgebot zu Stande, dann mußte es der Uebermacht der Verbündeten unterliegen. Oesterreichs Geschick vollzog sich dennoch. Die Höfe von Berlin und Paris hatten ihren verbrecherischen Zweck, Oesterreichs Vernichtung, erreicht.

Den klarblickenden Bartenstein beunruhigte die

Lage sehr. Nur ein Vertrag mit Preußen konnte Oesterreich retten. Wiederholt hatte er seine Gebieterin zu diesem Schritte zu bewegen gesucht; immer vergebens. Die Noth trieb den besorgten Staatsmann neuerdings zu diesem Ansinnen. Die Vorstellungen des englischen Hofes unterstützten ihn.

„Dem Räuber den vollbrachten Raub bestätigen? Es ist himmelschreiend und wider alles Recht!" rief sie schmerzlich aus. „Friedrich handelte stets voll Tücke gegen uns. Ich traue ihm nicht. Ich weiß bestimmt, daß er, — er allein Frankreich zu diesem Kriege beredete. Er allein ist die Triebfeder all' dieses Unglückes. Ich weiß, daß er Oesterreichs Untergang will und anstrebt. Und mit diesem Manne einen Vertrag eingehen? Diesem Manne unsere schönste Provinz abtreten?"

„Das Opfer muß dem königlichen Herzen Eurer Majestät schwer fallen, — aber ohne dieses Opfer wird Alles geopfert werden müssen," — und er begann, die politischen Verhältnisse klar und weitläufig zu entwickeln.

Maria war den Erörterungen des Staatsmannes aufmerksam gefolgt. Sie erkannte die Nothwendigkeit des Schmerzlichsten.

„Ich unterwerfe mich der Gewalt zwingender Um-

stände," sagte sie tief betrübt. „Aber ich werde Sie daran erinnern, Bartenstein, daß wir vergeblich das schwerste Opfer brachten, und auch vergeblich großmüthig gewesen sind."

Sie gab die nöthigen Vollmachten zum Friedensschlusse. Noch an demselben Tage eilten zwei Couriere in das Lager der Oesterreicher und Preußen bei Neisse.

Seit dem Gefechte bei Mollwitz hatte Friedrich keine nennenswerthe militärische That vollbracht. Nicht einmal die von den Oesterreichern besetzte Festung Neisse wagte er anzugreifen, aus Besorgniß vor dem schlauen Feldmarschall Neipperg. Dagegen setzte er die militärischen Uebungen fort, in der festen Ueberzeugung, daß die Früchte dennoch reifen würden, welche Bayern und Franzosen für ihn pflückten.

Maria Theresia's Friedensantrag überraschte ihn nicht. Er kannte die verzweifelte Lage der Tochter seines Lebensretters. Mit der größten Bereitwilligkeit ging er in die Vorschläge ein. Tag und Stunde der Zusammenkunft auf dem Schlosse Kleinschnellendorf, in Mitte beider Lager gelegen, wurde festgesetzt.

Der König saß in seinem Zelte vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische. Die Bücher bestanden aus philosophischen und geschichtlichen Werken.

Die Papiere enthielten Schlachtpläne und Arbeiten des Fürsten. Denn es muß zum Lobe Friedrichs gesagt werden, daß er sich nur die nothwendigsten Vergnügungen gönnte und seine Zeit mit Studien aller Art ausfüllte.

Der König trug einen ziemlich abgeschabten, bis an den Hals zugeknöpften Soldatenrock, Stiefel mit hohen Schäften, und lederne Hosen. Seine Tracht verrieth überhaupt das Lagerleben, und die Anstrengungen steter Uebungen waren in seinem Anzuge deutlich ausgeprägt. In der Linken hält er spielend die Tabaksdose. Die Rechte lag auf einer Schrift, in der er gelesen, und das lebhafte Auge glänzte im Wiederscheine fortwirkender Geistesthätigkeit. Die leichtbeweglichen Züge des Königs waren gegenwärtig zu einem spöttischen, hinterlistigen Lächeln verzogen. Der Eintritt des Marquis d'Argens störte sein Sinnen. Er blickte freudig auf und reichte dem Freunde die Hand.

„Da setz' Er sich einmal her, mein lieber Marquis! Aber nur recht nahe zu mir, — ich habe Ihm etwas zu beichten."

„Mit Vergnügen höre ich Ihre Beichte, Sire!" entgegnete Boyer lachend. „Wenn Ihr Verbrechen nicht gegen die Vernunft verstößt, werde ich Sie bereitwillig absolviren." —

„Sie haben Recht, Boyer! Es gibt nur eine Sünde, — und das ist die Unvernunft, die Dummheit, gegen das eigene Interesse zu handeln. Hoffentlich werde ich niemals in meinem Leben diese Sünde begehen. — Aber hören Sie!“

Er las den Friedensantrag Maria Theresia's vor.

„Was sagen Sie dazu?“

„Ich bin kein Diplomat, Sire! Aber ich finde, daß die Exkönigin von Oesterreich ebenso klug handelt, indem sie versucht, den mächtigsten Feind zu beseitigen, als Sie unklug handeln, indem Sie diesen Vertrag annehmen.“

Der König lächelte arglistig.

„In der That, Marquis, Sie sind kein Diplomat. Aber Sie sind etwas mehr oder weniger, wenn Sie ein rechter Philosoph sind. Kurz und gut, ich bin nicht unversöhnlich. Ein christlicher König muß durch Versöhnlichkeit glänzen. Er darf die dargebotene Feindeshand nicht zurückstoßen. Darum nehme ich den Vertrag an.“

„In allem Ernste, Sire, — wie ist so etwas möglich? Ich begreife Sie nicht,“ rief Boyer erstaunt.

„Nicht so laut, mein Lieber! Unsere Sache ist Beichtgeheimniß,“ fuhr der König in seiner sarkastischen Weise fort. „Sie hören ja: — die Festung Neisse

fällt uns in den Schoos, — dazu ganz Niederschlesien. Ist dies kein Gewinn? Und wir haben dafür nichts weiter zu thun, als den Feldmarschall Neipperg in Frieden ziehen zu lassen."

„Damit er Ihre Verbündeten in Böhmen angreift?"

„Natürlich! Kann ich Neipperg abhalten, die Franzosen, Sachsen und Bayern zu prügeln? Sie sind ja ihrer Drei und bedürfen meines Schildes gegen den Einen nicht."

„Gut, Sire! Liegt es in Ihrer Absicht, die verlorene Königin von Oesterreich zu retten, dann sage ich „„Amen"" zu Ihrem Entschlusse."

„Langsam, Boyer! Sie vergessen, daß die Staatskunst eine andere Logik hat, als die Philosophie. Wenn ich in Ihrer Schule ein erträglicher Pilosoph zu werden hoffe, dann soll in Ihnen aus meiner Schule sicher ein guter Diplomat hervorgehen. Warten Sie ab," — schloß er mit einer vielsagenden Miene.

Friedrich nahm eine Prise, trommelte mit den Fingern auf der Dose und blickte sinnend über den Tisch hin.

„Daß ich nicht vergesse, Herr Marquis! Sie begleiten mich morgen nach Kleinschnellendorf, wo dieses Ding da," er gab dem Vertrage einen Ruck, „in aller

Form verbrieft und versiegelt werden soll. Wir werden uns vorzüglich amüsiren. Sie werden Gelegenheit haben, in Neipperg und Lentulus die österreichische Staatsklugheit, und in Lord Hyndford die englische Eleganz zu bewundern."

Am neunten October ritt der König, nur von dem Diplomaten Grafen Golz und seinem Freunde Marquis d'Argens begleitet, nach dem Schlosse Kleinschnellendorf. Feldmarschall Neipperg, General Lentulus, zwei biedere deutsche Naturen, und der englische Gesandte, Lord Hyndford, erwarteten ihn.

Der König trug den Soldatenrock, — einen etwas besseren, als den abgeschabten von gestern. Seine Stimmung war vortrefflich und sein Benehmen liebenswürdig. Als er dem Feldmarschall herablassend die Hand reichte, hätte man glauben sollen, daß er einen alten Freund begrüße. Die ehrlichen gutmüthigen Oesterreicher nahmen des Königs Freundlichkeit für ächte Münze. Marquis d'Argens hingegen bewunderte Friedrichs feinen Spott, der sich bis zum Scheine der Wahrheit und Offenheit ausgebildet hatte.

Die Verhandlungen begannen. Lord Hyndford führte das Protokoll. Der Vertrag bestand bekanntlich in der Abtretung von ganz Niederschlesien und in der Uebergabe der Festung Neisse an den König von Preu-

ßen. Zum Scheine sollte Friedrich die Veste einige Tage beschießen und der österreichische Befehlshaber sie dann übergeben. Seinerseits verbürgte der König, Neippergs Abzug nicht zu belästigen, und weiter nichts mehr von Maria Theresia zu fordern.

Aber Friedrich stellte noch eine merkwürdige Bedingung.

„Durch Abschluß dieses Vertrages trenne ich mich von meinen Alliirten und von meinem Interesse," sagte er. „Aber es freut mich, der Königin von Ungarn meine versöhnliche Gesinnung dokumentirt zu haben. Indessen muß ich verlangen, daß diese Uebereinkunft auf das Strengste geheim gehalten werde. Geschieht dieses nicht, dann sage ich mich von aller Verbindlichkeit los."

Der Protokollführer, Lord Hyndford, setzte dem Vertrage diese Clausel bei.

Der König kehrte in das Lager zurück.

„Sie haben da eine Bedingung gemacht, Sire," sagte Boyer während der Rückkehr, „deren Verwirklichung mir unmöglich scheint. Der Vertrag soll geheim gehalten werden. Jeder vernünftige Mensch wird aber aus der Uebergabe der Veste Neisse, und aus dem von Ihnen unbelästigten Abzuge Neippergs erkennen, daß zwischen Ihnen und Maria Theresia ein geheimer Vertrag abgeschlossen wurde."

Friedrich lächelte.

„Dessen ungeachtet bleibt meine Bedingung in voller Kraft," entgegnete er. „Würden die Höfe von Paris, München und Dresden von jenem Vertrage Kenntniß erhalten, — sehen Sie, Boyer, dann würden meine getreuen Alliirten argwöhnisch. Die Folge wäre, daß auch sie vereinzelt mit der Königin abschließen. Maria Theresia bliebe zuletzt Siegerin in einem Kampfe, der zum Zwecke der Vernichtung und Theilung Oesterreichs begonnen wurde."

Boyer zuckte die Achseln. Er vermochte es nicht, die wahren Absichten des Monarchen zu durchschauen. Bald sollten ihm dieselben klar werden.

„Mein lieber Boyer!" redete einige Tage später Friedrich den Franzosen an. „Seitdem wir zu Klein-schnellendorf gewesen, kommt es mir vor, als hätten Sie allen Glauben an meinen Beruf zur Gründung der »»nation prussiene,«« und alles Vertrauen in meinen Scharfsinn verloren. Ich selber muß gestehen, daß mir jener Vertrag schwer auf dem Gewissen liegt. Eher ein Verbrechen, als eine Dummheit begehen. Sehen Sie, darum eile ich, jene Thorheit wieder gut zu machen. Dieser Entwurf sagt Ihnen, daß meine Reue vollständig ist."

Er reichte dem Marquis ein beschriebenes Papier hin.

Boyer las und staunte.

„Sire,“ rief er lachend aus, „Ihre Philosophie wirft alle Gewissensscrupel und Engherzigkeit über den Haufen. Vor sechs Tagen schlossen Sie einen Friedensbund mit Maria Theresia, — und hier schließen Sie ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen und Bayern gegen Maria Theresia. Sie versprechen dem Churfürsten von Bayern Ober- und Niederösterreich, Tyrol und Böhmen, — dem Churfürsten von Sachsen sichern sie Mähren zu. Dagegen haben Ihnen jene Beiden den Besitz von ganz Schlesien zu gewährleisten [1]).“

„Allerdings habe ich dieß beschlossen, — selbst auf die Gefahr hin, von der schönen Königin des Vertragsbruches und der Treulosigkeit beschuldigt zu werden.“

„Vor dem Richterstuhle jener frommen Frau werden Sie allerdings schlimm wegkommen! — Aber ich begreife nicht, weßhalb Sie den Vertrag von Kleinschnellendorf abgeschlossen, wenn Sie denselben nicht zu halten gedachten.“

„Kurzsichtiger! Wurde der Ritt nach Kleinschnellen-

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 131.

dorf nicht königlich bezahlt durch Gewinnung der Festung Neisse? Ist Neipperg nicht abgezogen? Habe ich nicht freie Hand in Schlesien? — Doch, hier ist noch etwas Köstlicheres," — fuhr er fort, ein zweites Papier hervorziehend. — „Ein Geheimvertrag mit dem Bayer! Ich verspreche dem Churfürsten meine Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl. Dagegen verpflichtet sich kaiserliche Majestät in spe, den König von Preußen für alle Zeit aus dem Staube des Knierutschens bei Uebertragung von Lehen zu erheben. Ferner verwandelt der Kaiser, in Anreden an die Könige von Preußen, den Ausdruck: „Eure Liebden," in den Titel: „Eure Majestät," und „großmächtigster König." Endlich werden die Ausdrücke: „befehlen und gebieten," in die Worte: „freundbrüderlich gesinnen" formulirt [1])."

„Und Sie legen Gewicht auf diese kleinlichen Förmlichkeiten?"

„Förmlichkeiten, — kleinliche Förmlichkeiten? Da sieht man den Philosophen wieder! Merken Sie, Boyer," sprach der König sehr ernst, „diese kleinlichen Förmlichkeiten enthalten im Grunde nicht weniger, als die völlige Losschälung Preußens von allen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich und

---

1) Zschokke, Bayer. Gesch. S. IV. 34.

dessen Oberhaupt. Der Kaiser hat den Königen von Preußen nichts mehr zu befehlen. Die deutsche Nation hat aufgehört, als einheitliches Ganzes zu existiren. Die „nation prussienne“ ist fertig.“

„Ich bewundere Ihr Genie, Sire! Ja, Ihre Politik wird dem deutschen Reiche den Todesstoß versetzen.“

Der König nahm eine Prise und lachte in sich hinein.

Das geheime Schutz- und Trutzbündniß zwischen Bayern, Sachsen und Preußen wurde am ersten November zu Frankfurt wirklich abgeschlossen. Den Vertrag mit der betrogenen, unglücklichen Maria Theresia brach Friedrich fast in demselben Augenblicke, als er ihn sanktionirte.

Im gewöhnlichen Leben nennt man diese Handlungsweise „Treulosigkeit, — Gewissenlosigkeit, — Schurkenhaftigkeit.“

Aber Friedrich II. handelte nicht nach den Grundsätzen des ehrlichen Mannes.

Friedrich II. verlachte die Treue und verspottete die Gewissenhaftigkeit.

„Da die Menschen darüber einstimmig sind,“ sagte er, „daß die Täuschung seines Nächsten eine nieder-

trächtige Handlung ist, so hat man sich bemüht, einen Ausdruck zu finden, der die Sache mildert, und man hat deßhalb das Wort „Politik" gewählt. Ich verstehe unter dem Worte „Politik," daß man suchen muß, die Anderen zu täuschen [1])."

„Bündnisse zu eigenem Vortheile zu schließen," lehrt Friedrich weiter, „ist eine Staatsmaxime, und es gibt keine Macht, die autorisirt wäre, sie zu vernachlässigen. Hieraus entspringt die Folgerung, daß man sein Bündniß brechen muß, wenn es nachtheilig wird [2])."

Weit bündiger hat Macchiavelli Friedrichs Grundsätze ausgesprochen.

„Es kann einem Fürsten nie an einem Vorwande fehlen, sein Wort zu brechen," — lehrt Macchiavelli.

---

1) Morgenstudien des Königs Friedrichs II. S. 35.
2) Daselbst S. 62.

Rothmäntel und Panduren.

Die Begeisterung in Ungarn für die hochherzige unglückliche Königin war nicht vorübergehend. Mit Eifer wurden die Beschlüsse der Ständeversammlung betrieben und große Opfer der Unterthanentreue gebracht. Das ganze Land wiederhallte von Waffenlärm.

Boskay, von der Trenk, Menzel und andere fähige Männer hatten Freicorps gebildet, und zwar aus den Verwegensten und Kühnsten des tapferen Ungarnvolkes. Während Carl Albert zu Prag schwelgte, zogen sich schwere Wetter in Ungarn gegen ihn zusammen. Zu Ende des Jahres 1741 standen 25000 Mann marschbereit. Graf Andreas Khevenhüller, ein ausgezeichneter General, führte das Heer. Unter ihm dienten Wurmbrand und Bärenklau, sehr fähige und kühne Pandurenführer.

In den letzten Tagen des Jahres 1741 überschritt Khevenhüller die Enns, griff die Franzosen an und

trieb sie vor sich her. Unaufhaltsam rückten die Oesterreicher vor. Die Feinde kämpften nicht mehr, sie flüchteten hinter Thürme und Mauern fester Plätze. Bereits schwärmten Panduren und Rothmäntel an der bayrischen Grenze, — die Vorboten des nahenden Gerichtes über Bayern.

Der französische Graf Segur warf sich mit 10000 Mann nach Linz, Khevenhüller schloß die Stadt ein.

Die Freicorps stürmten weiter.

Am 7. Januar 1742 fiel Schärding, Bayerns Thor, in die Gewalt der Oesterreicher. Schrecken und Entsetzen ergriff die bayrische Regierung. Sie bot die Landfahnen auf, Schützen und Jäger wurden unter die Waffen gerufen. Die Mauthämter erhielten Befehl, alle Brücken über den Inn, die Donau, die Salzach und Isar abzubrechen.

Vergebliche Mühe!

Der wilde Strom, welcher aus Oesterreich über das unglückliche Bayern hereinbrach, war mächtiger, als alle die genannten Flüsse. Die früheren Räuber Slavoniens und der Karpathen durchschwammen die Flüsse, der Winterkälte zum Trotz. Diese Männer, der Schrecken der Franzosen, fochten nicht wie Soldaten, sie fochten wie Räuber, tollkühn, ungestüm, mit Todesverachtung. Sie zählten die Feinde nicht,

sie untersuchten kein Terrain, sie stürzten in den Kampf und trieben den Feind in die Flucht. In den seltsamen Trachten, mit den langen flatternden Mänteln, auf schnellen wilden Pferden, mit den verwetterten verwegenen Gesichtern, die im Kampfe von Mordlust brannten, erschienen sie wie Rachegeister, welche die Nemesis, zur Strafe des Verrathes am deutschen Vaterlande, gegen Bayern losgelassen. Schon streiften die fliegenden Banden bis Passau. Da erschien der bayrische Feldmarschall Graf Törring. Er kam in Eilmärschen aus Böhmen herangezogen, und lagerte am 17. Januar bei Schärding, entschlossen, dem Feinde diese Stadt wieder zu entreißen.

Zwischen Passau und Schärding leuchteten am nächtlichen Himmel rothe Gluthen: — der Wiederschein zahlreicher Feuer von Rothmänteln und Panduren. Sie lägerten im Freien um mächtige Flammen. Kein Zelt, kein Obdach war zu erblicken. Die Krieger gönnten sich und den Pferden nur kurze Rast. Viele mochten dieser Rast nicht einmal bedürfen; denn die Töne einer Geige, wilde Melodieen spielend, klangen durch die Nacht. Eine Schaar, durch die Klänge der Geige geleitet, genoß das Vergnügen ungarischer Tänze. Die Flammen beleuchteten wilde verwegene Gesichtszüge, wogende Mäntel, breitkrämpige Hüte, blitzende scharfe

Fangmesser und Pistolen in den Gurten. Am Boden lagen stark gekrümmte Säbel, standen in Pyramiden lange türkische Flinten, und, im Dunkel der Nacht verschwimmend, sah man die gesattelten Pferde beim Futter, welches in der Nähe ein Dorf liefern mußte. Gefüllte Reitsäcke, Felleisen, zuweilen schlichte Bündel lagen um die Pyramiden herum, sie enthielten Speisen und kostbare Beute aus geplünderten Orten.

Um ein helllodernbdes Feuer saßen die Führer der Ungarn. Sie saßen in ihre Mäntel gehüllt, auf Holzblöcken, die Beine nach dem Feuer hingestreckt, rauchend, plaudernd, und die kreisende Feldflasche nicht verschmähend.

Ein junger Mann von starkem Körperbau, fast sieben Fuß hoch, mit rauhen Zügen, stand aufgerichtet im Kreise. Dieser Mann war der bekannte Pandurenführer von der Trenk, welcher sich durch Tapferkeit und Kühnheit in der Geschichte bleibenden Ruhm erworben. Gegenwärtig sah er unwirsch auf einen Genossen mit bedächtigen Mienen und sinnenden Blicken nieder, der sich in militärischen Erörterungen erging.

Boskay saß gleichfalls im Kreise, etwas hinter ihm Matthias, der vormalige Räuberhauptmann, jetzt des Grafen Wachtmeister, an dem er mit der Treue des Hundes hing.

„Du bist zu vorsichtig, Menzel, — du rechnest zu viel," sprach von der Trenk. „Abgeschnitten werden von Bärenklau, — durch wen denn? Laufen die Franzosen und Bayern nicht davon, wie gehetzte Füchse? Offen gestanden, — dieser Rückzug empört mich! Wäre es mir nachgegangen, hätten wir Passau durch einen kühnen Handstreich weggenommen."

Menzel lächelte, wie dies seine Art war, still vor sich hin. Er schwieg einige Augenblicke; dann sagte er:

„Deinem Muthe ist zwar Alles möglich, Trenk! Wie man aber ohne Geschütze, ohne Infanterie, bloß mit einigen Tausend Reitern, eine starke Festung wegnehmen könnte, — dieß übersteigt meine kühnsten Erwartungen."

Der Pandurenoberst Trenk entgegnete nichts. Er sah in die Flammen, aber heller als die Flammen loderten in seinen Augen Kühnheit und List.

„Höre mich an, Menzel," rief er jetzt. „Der Fehler ist einmal geschehen, — basta! Aber der Fehler wurmt mich, er muß wieder gut gemacht werden. Ich will es versuchen, — mein Versuch gelingt ganz sicher. Hört meinen Plan! Bärenklau rückt mit den Geschützen nach. In einigen Tagen ist Passau gefallen, der Weg nach München frei. Wir reiten in Eilmärschen dahin und ich verspreche euch, ohne Geschütze

und ohne Infanterie die Residenz des dicken Churfürsten wegzunehmen. Ich verlange dazu nur deine Mithilfe und den Beistand des Grafen Boskay."

Menzel schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ein militärisches Kunststück wäre das," sagte er.

„Ich mache das Kunststück, — seid ihr dabei?"

„Mit Vergnügen!" erwiederte Boskay.

„In diesem Falle darf ich nicht ablehnen," sagte Menzel.

„Abgemacht!" rief von der Trenk, die breite Hand den beiden Obristen hinreichend.

Mathias hatte seit einiger Zeit in die Nacht hineingelauscht. Er hielt das rechte Ohr gegen den Wind, als wolle er den Luftzug auffangen. Jetzt sprang er rasch empor.

„Meine Herren, — aufgepaßt, — wir bekommen Besuch," sagte er, die Hand nach einer Richtung ausstreckend.

Alle horchten.

„Ich höre nichts," sagte Menzel.

„Entweder träumt es Dir, Wachtmeister, sagte Trenk, oder Du hast verflucht feine Ohren."

Boskay, sich auf die erprobte Feinheit der Sinne des ehmaligen Räuberhauptmannes verlassend, war gleichfalls aufgestanden.

„Ich irre nicht," sagte Mathias. „Ganz deutlich, — immer näher, — Pferde sinds, — drei oder vier."

Im nächsten Augenblicke verstummte die Geige. Man hörte den Ruf der Wachtposten. Die am Boden liegenden Krieger sprangen auf und griffen zu den Waffen.

„Ein Ueberfall? — nicht möglich!" sagte Menzel. „Unsere Vorposten stehen auf eine viertel Meile in der Runde; sie würden gefeuert haben."

„Dort kommt der Ueberfall, — drei Mann hoch," sagte Mathias.

Ein ungarischer Husar, von zwei Panduren begleitet, ritt zu dem Feuer heran.

„Ah, — eine Stafette! Es brennt wieder," rief Trenk.

Der Husar sprang vom Pferde, grüßte nach militärischer Sitte und überreichte Menzel ein versiegeltes Schreiben.

„Trenk hat Recht, — es brennt!" sagte Menzel, nachdem er gelesen. „Feldmarschall Törring bedroht Schärding mit großer Uebermacht. Heute noch wird er angreifen. Bärenklau verlangt Beistand."

Die Offiziere vernahmen mit Ueberraschung diese Kunde. Sie wußten, daß der bayrische Feldmarschall in Böhmen stand.

„Fast unglaublich,“ sagte Boskay. „Wie konnte Törring so rasch und geräuschlos aus Böhmen anrücken?“

„Gut, daß er da ist,“ meinte Trenk. „Es gibt 'nen ernsten Strauß; denn hoffentlich laufen die Bayern nicht so schnell davon, wie die Franzosen. Sie werden uns gestatten, ihnen auf den Leib zu kommen.“

„Törring steht zwischen Schärding und Engelhartszell,“ erklärte Menzel. „Hiernach müssen wir unsere Maßregeln treffen.“

Es wurde ein Kriegsrath gehalten.

Die Feldzeichen riefen zum Aufbruche, und nach kurzer Zeit waren die letzten Reiter in der Nacht verschwunden. Nur die Feuer brannten fort und auch diese erloschen endlich zur glimmenden Gluth.

Mit Anbruch des Tages griffen die Bayern Schärding an. Eine heftige Kanonade eröffnete den Sturm. Ungestüm drangen sie vor. Sie wurden zurückgeworfen. Angriffe und Rückzüge wechselten in rascher Folge. Bei aller Tapferkeit gelang es den Bayern nicht, in die Stadt zu dringen. Bärenklau hatte die Oertlichkeit klug benützt; bei jedem Schritte stieß der Feind auf Hindernisse. Die Bayern, durch anstrengende Eilmärsche abgemattet, wichen auf allen Seiten. Törring erkannte die Unmöglichkeit des Erfolges. Ohne von den Oesterreichern belästigt zu werden, zog er

sich in guter Ordnung nach dem Rottflusse zurück.

Kaum war dies geschehen, als die Alarmzeichen ertönten. Rothmäntel und Panduren waren im Anzuge. Törring schickte ihnen die Reiterei entgegen. Es entspann sich ein kurzer, aber blutiger Kampf. Die Bayern wurden niedergesäbelt und auseinander gesprengt. Gleich Rotten hungriger Wölfe stürzten sodann die Ungarn auf das Fußvolk, dessen Lage eine verzweifelte wurde; denn Bärenklau war aus Schärding hervorgebrochen und griff die Bayern im Rücken an. Graf Törring erfüllte die Pflichten eines kaltblütigen und muthigen Generals. Mit Aufbietung aller Mittel, welche die Kriegskunst unter so schwierigen Verhältnissen anräth, setzte er sich persönlich den feindlichen Waffen aus. Mit erhobenem Degen feuerte er die Regimenter an. Bald zeigte es sich aber, daß er mit Feinden zu thun hatte, die gegen alle herkömmliche Kampfweise stritten. Mit Sturmeseile brausten die Schwadronen heran, schossen im Rennen die langen Türkenflinten ab, warfen sie über den Rücken, griffen zu den krummen Säbeln, hieben auf das Fußvolk ein, stürmten eben so rasch wieder zurück, um nach einigen Augenblicken an anderen Punkten denselben Anfall zu wiederholen. Keine Minute Er=

holung genossen die ohnehin ermüdeten Bayern; denn kaum sahen sie von dem wilden Anfalle sich befreit, als schon wieder neuer Kugelhagel in ihre Reihen schlug, und eine andere Schwadron heransprengte. Dieses Manöver wiederholten die Ungarn so lange, bis das Fußvolk in's Wanken kam. Jetzt suchten sie mit Ungestüm die Reihen zu durchbrechen. Ein haarsträubendes Niederstechen und Gemetzel begann. Nur hie und da krachten einzelne Schüsse, man hörte nur den Schlachtruf der Ungarn: „Moriamur pro rege nostro!“ Am Boden röchelten Sterbende unter den Hufen der Rosse, ein verworrenes gräßliches Gestöhn oder Ausbrüche der Wuth erfüllten den Kampfplatz. In den Panduren und Rothmänteln schien das strömende Blut die alte Räubernatur zu erwecken und ihre Mordgier zu entflammen; denn sie fochten nicht mit dem kalten Muthe erprobter Krieger, sondern mit der Wildheit blutdürstiger Räuber.

Im dichtesten Gewühle sah man Boskay's hohe Gestalt, den blutigen Reitersäbel schwingend. An des Grafen Seite stritt Mathias, weniger bedacht, die Feinde anzugreifen, als deren Streiche von Boskay abzuwenden.

„Nur langsam, Graf, — Ihr dringt zu rasch vor, — wir werden abgeschnitten,“ rief Skandori, einem

Bayern den Arm vom Leibe hauend, der eben das Bajonett gegen den Obristen gezückt.

„Vorwärts, Kameraden!" rief der Magnat. „Moriamur pro rege nostro, — nieder mit den Verräthern!"

Mit gleicher Tapferkeit stritt Trenk an der Spitze seiner Panduren, während im Rücken der Bayern die Oesterreicher vordrangen.

Nach Verlauf einer Stunde waren Törrings Regimenter zersprengt, zusammengehauen oder gefangen. Der Feldmarschall selbst entging zur Noth der Gefangenschaft [1]).

In Folge dieses blutigen Sieges übergab General Segur die Stadt Linz. Passau und die Veste Oberhaus fielen einige Tage später. Bayern stand dem Feinde offen. Und nun ergossen sich die Freicorps wie ein reißender Bergstrom über das Land. Allenthalben gingen Dörfer und Weiler in Flammen auf. Die unglücklichen Bewohner flüchteten in Wälder. Bei ihrer Rückkehr fanden sie die öden Brandstätten ihrer Behausungen.

Boskay und Menzel wehrten zwar nach Kräften unmenschlicher Gewaltthat. Aber sie konnten nicht Alles verhüten. Mathias hatte sogar einige auf frischer

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 129.

That niedergeschossen, welche durch Schandthaten den Kriegerstand entehrten, und sich keiner Mannszucht fügen wollten.

So stürmten die fliegenden Reiterschaaren, wie entfesselte Rachegeister, hinauf gegen München, wo sie am 12. Februar anlangten.

Schrecken und Entsetzen ergriff die Bewohner der Hauptstadt. Der vorauseilende Ruf von Brand, Mord und Plünderung, hatte das düstere Kriegsgemälde noch weit übertrieben. Münchens Thore waren verschlossen. Die Bürgerwehr hatte die Ringmauern und Thürme besetzt. Dies geschah einige Tage nach dem Schlusse rauschender Lustbarkeiten, zur Ehre der Krönungsfeier Carl Alberts in Frankfurt. Hundert Kanonenschüsse, von den Mauern der Stadt, hatten die frohe Kunde von der Kaiserwahl des Landesfürsten weit hinausgetragen. Jetzt, nach dem kurzen Freudentaumel, ergriff die Muthigsten Zagen und Bangigkeit vor den mord- und beutelustigen Ungarn.

Trenk hatte mit seinen Panduren das vor den Thoren Münchens gelegene Dorf Sendling besetzt. An ihn schlossen sich, in weitem Halbkreise, Boskay's Rothmäntel und Menzels Husaren.

Der riesige Pandurenoberst schritt in dem Tanzsaale eines Wirthshauses auf und nieder. Ein Ge-

misch von Erwartung und List spielte in seinen rauhen Zügen. Zuweilen trat er an das Fenster und sah die Straße ab- und aufwärts.

In der großen Stube des Erdgeschosses saßen zechende Panduren um lange Tische. Die geängstigten Bewohner boten Alles auf, die wilden Gesellen zu befriedigen. Allein der beste Wille und die sorgsamste Pflege vermochten es nicht, grobe Flüche und Verwünschungen zu verhindern.

Vor dem Hause langten Boskay und Menzel mit einigen Reitern an. Trenk begrüßte die Ankommenden mit derben Handschlägen.

„Ich habe dein Versprechen, Menzel, und auch das Ihrige, Herr Graf, mich gewähren zu lassen," sagte Trenk in ungarischer Sprache, nachdem sich die Gäste in der Nähe des großen Kachelofens niedergelassen. „Bevor zwei Tage vergehen, sitzen wir in München. — He da, verfluchter Bauer," fuhr er im rauhesten Tone seiner rauhen Stimme den Wirth an, „bringe dein bestes Bier und deine besten Speisen. Flugs — vorwärts, wenn dein Leben dir lieb ist!"

Der Mann eilte fort, und mit unglaublicher Schnelligkeit war der Befehl des gefürchteten Obristen erfüllt.

„Dort bleibst du an der Thüre stehen, wenn man dich braucht," herrschte Trenk dem Wirthe zu.

Auf Menzels Gesicht spielte ein feines Lächeln.

„Der arme Teufel an der Thüre dort,“ sagte er in ungarischer Sprache zu Boskay, „weiß nicht, daß er mit Kugeln, Säbeln, Rauben, Morden und allem Schrecken vollgestopft wird, um diese Dinge in München wieder auszuschütten.“

Der Pandur leerte den Bierkrug in langen Zügen.

„Das Gebräu ist vortrefflich,“ sagte er, dem Wirthe den Krug hinschiebend, welcher ihn aus einem kleinen Faß wieder füllte, das in einer Ecke des Saales lag.

„Wir können morgen sogleich an die Arbeit gehen,“ fuhr Trenk in deutscher Sprache fort, als der Wirth wieder an der Thüre stand. „Ich habe das Terrain untersucht und kenne mehrere ausgezeichnete Positionen für unsere Geschütze. Bald ist ein Stück Ringmauer zusammengeschossen, — und dann hinein! Geschworen hab' ich, keinen Stein auf dem andern zu lassen. München muß geplündert und niedergebrannt werden; denn es ist die Residenz des Verräthers Carl Albert.“

„Die Stadt verdient allerdings dieses Strafgericht,“ sagte Menzel; „denn ihre Bewohner billigen die Empörung ihres Herrn gegen das Reich. Carl Albert hat unsere Königin ohne allen Grund mit Krieg überzogen, er hat die Franzosen in das Land gerufen,

er steht im Solde Frankreichs zur Verwirrung und Knechtung Deutschlands, — darum Krieg gegen ihn bis auf's Messer."

„Ja, und die Münchener haben vor einigen Tagen noch hundert Kanonenschüsse abgefeuert, ihrem erbärmlichen Churfürsten zu Ehren," sagte Trenk. „Die Münchener schwärmen für den elenden Verräther, — dafür sollen sie schrecklich büßen. Haben sich unsere tapferen Soldaten am Eigenthum und im Blute der Münchener gesättigt, dann soll die Stadt in Flammen aufgehen."

„Ich widerspreche der Plünderung und Einäscherung Münchens gerade nicht," sagte Boskay. „Die Herren mögen aber bedenken, daß wir viele tausend Menschen in das größte Elend stürzen."

„Ganz einerlei, die Schurken haben es verdient," rief Trenk.

„Dennoch möchte ich einen Vorschlag machen," fuhr Boskay fort. „Bieten wir der Stadt Pardon gegen freiwillige Uebergabe an. Weißt sie diesen Vorschlag der Schonung zurück, dann habe der Krieg seinen Lauf."

„Pardon? Eher gebe ich der Hölle Pardon, als der Residenz des Verräthers Carl Albert," rief Trenk.

„Und ich muß auf meiner Forderung bestehen," sagte Boskay. „Es widerstrebt meinem Gewissen, eine

ganze Stadt ohne alle Barmherzigkeit dem Untergange zu weihen."

„Sie werden keinen Pardon annehmen."

„Machen wir den Versuch," entgegnete Boskay. „Verwirft München unsere billigen Bedingungen, dann ist wenigstens den Rücksichten der Menschlichkeit Genüge geschehen."

„Meinethalben," rief Trenk nach einigem Zögern. „Hoffentlich verwerfen die Münchener Ihre menschlichen Rücksichten, und dann lebe die Unmenschlichkeit! Ich werde das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Haben Panduren, Rothmäntel und Husaren ihre Beutelust gestillt, dann lasse ich das Nest in der Mitte und an allen Ecken anzünden."

„Einverstanden!" sagte Menzel.

„Aber, Graf Boskay, warum trinken Sie nicht?"

„Das Bier schmeckt meinem ungarischen Gaumen nicht, der an guten Wein gewöhnt ist."

„Wirth, bringe uns Wein," befahl Trenk.

„Gnädiger Herr, wir haben nur Bier."

„Wein will ich, — verstanden Bauer? Auf der Stelle Wein, oder ich lasse dich aufhängen."

„Ach, allergnädigster Herr, in ganz Sendling ist kein Tropfen Wein."

„Gleichviel, — an den Galgen oder Wein!"

„Der Herr möge doch gnädig und barmherzig sein," bat der zitternde Mann mit gefalteten Händen. „Auf dem ganzen Lande ringsherum ist kein Wein, und nach München hinein kann ich nicht."

„Du sollst aber nach München hinein und mir Wein holen."

„An meinem guten Willen fehlt's ja nicht, gnädigster Herr, — werden mich aber die Wachtposten durchlassen?"

„Ah, so, — rufe meinen Wachtmeister!"

Der geängstigte Wirth eilte fort.

„Du spielst deine Comödie ausgezeichnet," sagte Menzel.

„Warte mit deinem Lobe, bis wir in der Stadt sind. — Bernhard," befahl Trenk dem eintretenden Wachtmeister, „Du führst diesen Mann bis an das nächste Thor Münchens. Dort wartest Du, bis er zurückkehrt. — Wirth, ich gebe dir fünf Stunden Frist. In dieser langen Zeit kannst Du alle Wirthshäuser der ganzen Stadt durchsuchen. Kehrst du ohne Wein zurück, dann mußt du ohne Gnad' hängen. Kehrst Du gar nicht zurück, dann lasse ich Dein Weib und Deine Kinder für Dich hängen. Jetzt fort!"

„Das muß der leibhaftige Teufel sein," brummte der Wirth, in der Küche einen großen Krug nehmend.

„Aber es ist gut so! Ich kann den Leuten in der Stadt sagen, was ihnen bevorsteht, wenn sie den Pardon nicht annehmen."

Der Wirth hatte niemals die kleine Strecke, zwischen Sendling und München, so rasch zurückgelegt. Das Thor öffnete sich ihm sogleich. Er verlangte zum Bürgermeister geführt zu werden.

Am folgenden Tage schickte Menzel zwei Offiziere nach München, wo sich das bevorstehende Schicksal der Stadt mit Blitzesschnelligkeit verbreitet und allgemeines Entsetzen hervorgerufen hatte. Die Offiziere boten im Namen Menzels Sicherheit der Personen und des Eigenthumes, Unverletzbarkeit der churfürstlichen Schlösser und der städtischen Freiheiten unter der Bedingung unverweilter Uebergabe. Nach kurzer Verhandlung des Magistrates wurden die Bedingungen angenommen [1]).

An demselben Tage zogen die Ungarn durch die weit geöffneten Thore Münchens.

---

1) Gfrörer, B. III. S. 130.

Ein Kaiser ohne Land.

Graf Boskay bewohnte dieselben Zimmer des churfürstlichen Schlosses, die er bei seinem früheren Besuche zu München inne hatte.

Der junge Mann stand eben vor dem wohlgetroffenen Porträt Maria Theresia's. Er hatte das Bild, beim Durchwandern der Zimmer, gefunden und es nun auf einen Tisch gestellt. Den Tisch rückte und schob er so lange, bis das Gemälde dem günstigsten Lichte ausgesetzt war. Offenbar stand das nämliche Porträt vor ihm, welches der Trödler damals für den Erzengel Raphael ausgegeben, und das von einem Herrn des Hofes mochte erworben worden sein.

Nachdenkend und bewegt betrachtete er die ihm wohlbekannten Züge.

„Den Erzengel Raphael stellst Du zwar nicht vor," sagte er, „wohl aber den Schutzgeist Deutschlands. — Was mochte jenen Krämer verleitet haben, die Dar-

stellung eines Engels zu vermuthen, — was anders, als diese engelgleiche Schönheit, — diese Seelenreinheit, diese Anmuth und Grazie? — Und doch, wie weit steht das Bild hinter der Wirklichkeit zurück! Farben und Formen, — aber kein belebender Geist! Wenn diese Augen leuchten und strahlen, — wenn dieser Mund lächelt in holder Güte, — wenn auf diese Stirne die Majestät tritt! — Wie matt das Bild ist. — Der Erzengel Raphael, — wie treffend! Wenn ich nicht irre, hat Raphael den Tobias aus dem Rachen eines Seeungeheuers befreit. Ist nicht der Rachen des Verrathes weit aufgerissen gegen das deutsche Reich? Wird nicht Maria Theresia Deutschlands Schutzengel durch ihre bewunderungswürdige Standhaftigkeit, durch ihren männlichen Muth, durch ihre Tugend und Geistesgröße? Möge es ihr gelingen, dem Rachen jenes Ungeheuers Oesterreich und Deutschland zu entreißen."

Trenks Stimme schallte durch den Gang. Der Graf nahm das Gemälde vom Tische und stellte es verkehrt an die Wand.

Die Thüre ging auf und Bath lag in den Armen des überraschten Freundes.

„Ich konnte mir, auf meiner Reise von Frankfurt nach Wien, die Freude nicht versagen, Dich zu sehen,

Stanislaus!" sagte Graf Bath, den Freund immer noch an beiden Händen haltend. „Wie schön die kriegerische Tracht Dich kleidet! — Meine Herren!" fuhr er gegen Trenk und Menzel gewandt fort, „gestatten Sie dem Diplomaten, seine Bewunderung für die kühnen Erfolge auszusprechen, welche Sie, an der Spitze ungarischer Freiwilligen, so rasch im Felde errungen. Wie ich vernommen, hat Khevenhüller ganz Bayern besetzt. Kaiser Carl VII. gehört kein Dorf seiner Erblande mehr."

„Was treibt denn eigentlich jene französische Puppe in Frankfurt? Hat er bald ausgeschwelgt?" fragte Trenk.

„Gönnen Sie doch dem länderlosen Kaiser wenigstens das Vergnügen der Gastmähler, Maskeraden und Schauspiele," antwortete Bath. „Was er macht? Er belauscht die Rathschläge des Franzosen Belleisle und empfängt Befehle aus Paris."

„Ein würdiger Nachfolger Carls des Großen," sagte Boskay.

„Ja — und ein elender Verräther," sagte Trenk verächtlich.

„Zürnen Sie dem armen Tropfe nicht, Oberst," entgegnete Bath. „Sie sollten den Mann am Tage der Krönung gesehen haben! Du mein Gott, welch'

eine Figur, — welches Schattenbild von einem Kaiser! Wissen Sie, was Carl Albert vorstellte an jenem Tage? Genau das Bild eines Opfers, das man zur Schlachtbank führt.“

„Hm, — hätte nichts dagegen, wenn er gleich wäre geschlachtet worden,“ brummte Trenk.

„Sie haben die Krönungsfeierlichkeiten angesehen?“ fragte Menzel. „Man hat so viel davon gelesen und gehört.“

„Und Sie wünschen von dem Augenzeugen eine getreue Schilderung, nicht? Ich gebe sie Ihnen in Kürze mit Vergnügen. — Wahrhaft großartig und erhebend fand ich nur die Feierlichkeiten in der Kirche. Jede Handlung dort hatte tiefen Sinn und hohe Bedeutung. Durch alle Ceremonien sah man die geheiligte Majestät des Herrn der Erde, seinen großartigen Beruf, den höchsten Glanz irdischer Macht. Man glaubte sich in die Zeit des Mittelalters versetzt, wo es nur einen Kaiser gab auf Erden und nur ein Scepter, dem alle Könige und Fürsten der Christenheit Gehorsam schuldeten. — Nach vollbrachter Krönung begab sich der neue Kaiser nach dem Rathhause. Der Weg dahin war mit Brettern belegt, und die Bretter bedeckten schwarze, blaue und gelbe Tücher. Auf diesem sauern Gange hätten Sie das neue Reichsoberhaupt

sehen sollen, mit der Krone auf dem Haupte und wie verloren in dem kaiserlichen Ornate, der nach den riesigen Gliedmaßen Carls des Großen angelegt zu sein scheint. Die Krone allein wiegt vierzehn Pfund, — für den siebenten Carl eine Last. Rechnen Sie dazu den schweren Kaisermantel, das wuchtige Kleid, die unbequemen Fußsohlen und alle Einzelnheiten des heiligen Ornates, — bedenken Sie, daß Alles aus den schwersten Stoffen gefertigt und mit Gold, mit Perlen und Kleinodien veralteter Mode überladen ist, und Sie können sich einen Begriff von dem Geschleppe machen. In diesem Anzuge mußte der arme Kaiser nach dem Rathhause gehen, niedergedrückt unter seiner Last, keuchend, und dazu in den heftigsten Schmerzen, da ihn gerade eine starke Kolik plagte. Dazu mußte die Majestät fortwährend lächeln und huldreich mit den Händen winken; denn das Volk drängte in dichten Massen um ihn her. Das Volk schrie wie besessen sein »Vivat imperator Carolus!« — Betrachtete ich dabei den gequälten Carl, so erschien mir das Volk wie eine Menge diabolischer Gestalten, die sich über den Geplagten belustigten. Bei jedem Schritte, den er that, stürzte und drängte die Masse hinter ihm her. Sie schnitten das Tuch von den Brettern, oder rissen es in eiliger Hast in Stücken. So wankte er auf das

Rathhaus, wo er halbohnmächtig in ein Sopha sank. Der gehetzte Mann sollte jedoch nicht ruhen. Er mußte die Frau des Marschalls Belleisle und andere Damen begrüßen, — er mußte sich dem harrenden, schreienden Volke an den Fenstern zeigen, und fortwährend lächeln zu seinen Schmerzen[1])."

„Eine klägliche Figur," sagte Boskay.

„Hoffentlich wird ihn die Kaiserkrone nicht lange drücken," versetzte Trenk.

„Carl Albert ist der Schlimmste lange nicht," entgegnete Bath. „Ich habe diese hohe Aristokratie gründlich verachten gelernt. Käufliche Menschen! Belleisle verschwendete Berge französischen Goldes, um die Churstimmen zu gewinnen. Noch mehr: — Belleisle fütterte wörtlich die Herrn für seine Zwecke. „„Damit ich Ansehen gewinne und Ehrfurcht einflöße,"" schrieb er nach Paris, „„so ist es nöthig, daß ich mich mit großem Glanze umgebe. Und da die Deutschen sehr viel auf gut Essen und Trinken halten, so ist es gut, wenn man von Paris aus meine Frankfurter Tafel gehörig mit Leckerbissen versorgt[2])."" — Und so geschah es. Zwischen Paris und Frankfurt wurde ein regelmäßiger Vorspanndienst errichtet. Jede Woche

1) C. B. Menzel n. Gesch. d. Deutschen Bd. X. S. 420 ff.
2) Gfrörer Bd. III. S. 125.

kam eine Ladung wohlschmeckender Dinge auf den Tisch des französischen Botschafters. Durch Pariser Gold und Leckerbissen wurden die Fürsten von der Würdigkeit des bayrischen Churfürsten zum deutschen Kaiser überzeugt."

Am folgenden Tage reiste Bath nach Wien weiter. Boskay begleitete ihn zum Wagen.

„Ich hätte noch einen Auftrag," sagte der Magnat etwas verlegen, als Bath schon im Wagen saß. „Ich weiß nicht, ob Du Agnes von Kyburg, das Kammerfräulein der Königin, bemerkt hast."

„Ich erinnere mich, ja, — ganz richtig, ein liebenswürdiges reizendes Geschöpf. — Nun, was soll's?"

„Bringe ihr meine aufrichtigsten Grüße! Sage ihr, daß jeden Tag die Scene auf dem Wallfahrtsberge mir vor der Seele schwebt. Bitte sie, meiner zuweilen zu gedenken."

„Ah, — ich errathe!" sagte Bath lachend. „Sieh' doch, wie man sich täuschen kann! Wer hätte unter diesem rauhen Rothmantel zärtliche Empfindungen vermuthet? — Sei guten Muthes, Freund! Ich werde mich Deines Auftrages mit Geschick entledigen. Deine „aufrichtigsten Grüße" an die schöne Gräfin, sollen zu meinen wichtigsten diplomatischen Akten gelegt sein."

„Lassen Deine diplomatischen Akten ein baldiges Wiedersehen zu Wien hoffen?"

Bath zuckte die Achseln, und Boskay lächelte unwillkürlich über des Freundes geheimnißvolles Diplomatengesicht.

„Für den Augenblick ist das Drama zu Ende," sagte er. „Der Feind ist niedergeworfen, — danken wir Gott dafür. Ob aber Friedrich von Preußen und die Franzosen Deutschland Ruhe gönnen, das wird die Zukunft lehren."

Nochmals reichte er dem Freunde die Hand und der Wagen rollte aus dem Schlosse.

IV.

Die mährischen Hühner.

Der getreue Aliirte.

Aus Oesterreich war der Feind hinausgeschlagen, ganz Bayern in Maria Theresia's Gewalt. Böhmen hielten die Franzosen noch besetzt. Die Oesterreicher rüsteten. Der Erbfeind Deutschlands sollte vollständig aus dem Reiche geworfen werden. Ein günstiger Erfolg stand nicht zu bezweifeln. Die Truppen waren voll Siegesmuth, und die Heere der Königin wuchsen täglich stärker an.

Friedrich II. gewahrte mit Ueberraschung diesen schnellen Wechsel der Dinge. Ein Krieg, zur Vernichtung Oesterreichs kaum begonnen, drohte, mit einem glorreichen Friedensschlusse für Maria Theresia zu enden. Dies mußte verhütet werden.

Der König überlegte. Sein Scharfsinn zeigte ihm bald jenen Weg, den er zur Förderung seiner Plane und Interessen einschlagen müsse. Die Verhältnisse

drängten zur raschen That. Friedrich begab sich an den Hof nach Dresden.

König August III. von Sachsen empfing den Alliirten mit offenen Armen. Gleich bei der ersten Unterredung kam die Politik zur Sprache.

„Der Kaiser steckt schön in der Klemme," sagte August, ein Mann von beschränkter Geisteskraft, aber von großem Hange zu sinnlichen Genüssen. „Da sitzt er in Frankfurt und lebt von französischen Subsidien, während die Oesterreicher seine Erblande bis zum letzten Weiler weggenommen haben. Wie beklagenswerth!"

„Ehe zwei Monate vergehen, haben wir den Krieg in Böhmen," sagte Friedrich. „Und dann, verehrter Bruder, sind die Franzosen aus Böhmen hinausgeschlagen, wird das Kriegsungewitter über Sachsen hereinbrechen."

„Das verhüte Gott!"

„Ich glaube nicht, daß es Gott verhütet, wenn wir selbst es nicht verhüten. Kurz, es gilt die Ausführung eines raschen und kräftigen Schlages. Man muß dem Feinde zuvorkommen und den Schauplatz des Krieges in das Herz Oesterreichs verlegen."

Er schwieg einen Augenblick, um die Ansicht des

Königs zu erforschen. August erwiederte nichts; er begnügte sich mit einer bejahenden Kopfbewegung.

„Nach dem Vertrage ist Ihnen von den österreichischen Provinzen Mähren zugefallen," fuhr der Preußenkönig fort. „Mähren ist aber noch ganz in Feindeshand. Nach meinem Plane wäre der Krieg nach Mähren, und von da nach Oesterreich hinüberzuspielen. Ich habe mir zur Aufgabe gestellt, Mähren für meinen getreuen Aliirten zu erobern, und hiedurch dem Kriege zugleich eine andere Wendung zu geben. Aber ich muß eine Bedingung machen: — nämlich diese, daß die sächsischen Truppen unter meinen persönlichen Befehl gestellt werden."

In diesem Augenblicke erschien der Kammerdiener mit dem Bemerken, daß die Oper eben begonnen habe.

König August brach das Gespräch sogleich ab, entschuldigte sich und ging in das Theater.

Friedrich rächte sich für diesen Verstoß durch eine sarkastische Bemerkung.

„Ich bin der Ansicht, Boyer," sprach er zu dem Philosophen, welcher den Monarchen nach Dresden begleitet hatte, „daß August von Sachsen ein ausgezeichneter Schauspieler im Fache des Lächerlichen gegeben hätte. Die Glücksgöttin ist wirklich blind, sie vergreift sich manchmal gegen alle Vernunft."

Der König von Preußen erreichte indessen seine Absicht vollkommen. Das sächsische Heer wurde seinem Befehle unterstellt.

Von Dresden begab er sich nach Prag, wo der Marschall Graf Broglie, die französischen Truppen befehligte. Der Marschall empfing den König mit französischer Artigkeit, aber das Ansinnen, die französischen Truppen Friedrichs Führung zu überlassen, schlug er rund ab.

„Die Soldaten Frankreichs," sagte Broglie stolz, „kämpfen nur unter Generälen ihrer Nation."

Diese kurze Abfertigung war jedoch nicht stark genug, um den philosophischen König in die Flucht zu schlagen.

„Sie übersehen, Herr Marschall, daß die von Ihnen ausgesprochene Maxime auf den gegenwärtigen Fall nicht anwendbar ist. Frankreich, mit Preußen aliirt, bekriegt Oesterreich. Beide Mächte verfolgen denselben Zweck. In dieser gemeinsamen Sache kann es unter Umständen, welche die Klugheit gebietet, auch nur eine gemeinsame oder einheitliche Führung geben. Sie vergeben weder dem Interesse Frankreichs, noch Ihrer Würde, wenn sie den Marschallstab über das französische Corps für einen Augenblick an den König von Preußen abtreten."

„Ich bedaure, Ihre Ansicht nicht theilen zu können, Sire! Die von Ihnen angeführten Gründe und Consequenzen bestreite ich nicht, muß aber bemerken, daß ein Marschall von Frankreich nach denselben nicht handeln kann.“

Friedrich biß in die Lippen. Er hatte Mühe, seinen Aerger dem Franzosen nicht zu verrathen.

„Es bliebe dann nichts übrig,“ sagte er, die Stirne in Falten ziehend, „als einen Befehl an Sie nach meinem Wunsche in Paris zu veranlassen. Es müßte den Herrn Marschall zugleich alle Verantwortlichkeit für alle schlimmen Folgen eines Fehlers treffen, den das strenge Festhalten des Herrn Marschalls an Förmlichkeiten verschuldete.“

Diese Bemerkung verfehlte den beabsichtigten Druck auf Broglie nicht. Friedrich hatte des Marschalls Besorgniß erregt, aber zugleich dessen Stolz gekränkt.

„Ihre Beschwerde gegen mich zu Paris wäre mir selbstverständlich unangenehm, Sire. Es fragt sich aber, ob dieselbe gerecht ist. Sie verlangen von mir das Commando über französische Truppen, ohne mich klar in die Motive blicken zu lassen, welche den Krieg in Mähren nothwendig machen.“

„Ich glaubte, meine Andeutungen genügten, um eine so natürliche Sache klar zu machen,“ versetzte der

König, indem er eine Prise nahm. „Hier eine nähere Erläuterung. Die Oesterreicher haben Bayern überschwemmt. Der Kaiser ist aus seinen Erblanden verbannt. Ein starkes feindliches Heer ist im Entstehen, um Böhmen zurück zu erobern. Mähren ist noch im unbestrittenen Besitze des Feindes. Die Verwirklichung meines Planes wird Maria Theresia zwingen, ihre Truppen aus Bayern zurück zu ziehen und des Kaisers Erblande ihrem Herrn zurück zu geben. Mähren wird erobert und der Angriff auf Böhmen verhindert. Ich hoffe sogar, mit einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Mein Heer ist marschfertig aber zu schwach. Die Truppen der Aliirten müssen, zur vollständigen Vernichtung des Feindes, rasch zusammentreten. Die Sachsen werden sich mit meinem Heere vereinigen. Zugleich übertrug mir König August das Commando über seine Leute, weil er der vernünftigen Ansicht ist, daß, wo der König von Preußen im Felde erscheint, der König auch befehligen müsse. Sie, Herr Marschall, dürften derselben Ansicht sein."

Graf Broglie machte dem Monarchen eine Verbeugung, sprach aber kein Wort.

„Zugleich kann ich Ihnen nicht verhehlen," sagte der König nicht ohne Schmeichelei, „daß es für mich der höchste Genuß wäre, die vereinigten Truppen der

französischen und preußischen Nation gegen die Oesterreicher zum Siege zu führen."

„Der preußischen Nation, Sire?" fragte Broglie mit einigem Erstaunen. „Bisher kannte ich nur eine deutsche Nation, aber keine preußische."

Der stolze Marschall hatte sich emfindlich gerächt. Offenbar kannte er das ruhelose Streben Friedrichs zur Gründung der „nation prussienne," — eine Idee, worin die ganze Verderblichkeit der fridericianischen Politik lag.

Aber der König erwiederte Brogli's Stich augenblicklich durch einen kräftigen Hieb.

„Ich vergebe Ihnen diese Unkenntniß, Herr Marschall," sagte er mitleidig lächelnd. „Für mich wäre indessen die Anerkennung der „nation prussienne" von Ihrer Seite wirklich schmeichelhaft."

Der hochfahrende Graf sah den König mit lodernden Augen an. Er beherrschte sich.

„Da Sie es für eine hohe Ehre halten, Sire, französische Soldaten commandiren zu dürfen, so gebe ich Ihnen 5000 Mann, und zwar unter dem unmittelbaren Befehle des Generals Polastron."

Der König mußte sich begnügen.

Am 5. Februar 1742 brach die verbündete Armee in Mähren ein.

Die Marschordnung der Armee war merkwürdig. Nach Friedrichs Befehl zogen die Preußen stets voran, Sachsen und Franzosen folgten. Aber diese Marschordnung entsprang der geheimen Absicht des Monarchen, welche ihn zum mährischen Kriege trieb. Friedrich wollte weder jene Provinz für August von Sachsen erobern, noch Maria Theresia zwingen, ihre Truppen aus Bayern zurück zu rufen. Er wollte nur sein Interesse, und dieses lag, in gegenwärtigem Falle, in der Ausplünderung und Brandschatzung von ganz Mähren.

„Es ist meine Absicht," lautete des Königs Befehl an die Generäle und Obristen, „daß ihr an den Orten, die vorwärts liegen, nehmen sollt, was ihr kriegen könnt. Mit den Orten, welche hinterwärts liegen, und durch unsere Garnisonen in Contribution erhalten werden, sollt ihr gelinde verfahren [1])."

Diesem königlichen Befehle gemäß handelten die Offiziere. Sie betrachteten Mähren als ein Bergwerk, dessen Adern man gründlich ausbeuten, als einen Körper, dem man den letzten Blutstropfen abzapfen müsse. Dem Leichname wieder Lebenskraft einzuflößen, war Sache des Königs von Sachsen.

1) Preuß, Urkundenbuch I. S. 5.

Unerschwingliche Brandschatzungen wurden auferlegt, Dörfer und Schlösser ausgeplündert. Aber dies genügte Friedrich nicht. Seine Erfindungsgabe zur Förderung seiner Interessen war unerschöpflich. Er ließ alle kriegstüchtigen mährischen Jünglinge aufheben und unter die Regimenter stecken. Die evangelischen Familien wurden angehalten, das Land zu verlassen und preußische Provinzen zu bevölkern.

Gleich einem Heere heißhungriger Heuschrecken zogen die Preußen voraus, — die nachfolgenden Franzosen und Sachsen fanden wüste, geplünderte Orte und keine Mittel zum Unterhalte der Soldaten. Die Sachsen murrten, die Franzosen schimpften. Polastron machte Vorstellungen. Sie fruchteten nichts. Der General gerieth in Verzweiflung. Er beschloß, sich persönlich zu dem nächsten preußischen Corps zu begeben.

In einem großen Dorfe, von einem auf der Anhöhe gelegenen Schlosse beherrscht, fand Polastron den Obristen Kaub, eben im Begriffe, den Befehl seines Königs zu vollziehen. Kaub hatte die Vorstände und vermögendsten Bürger des Ortes nach dem Schlosse entboten, und ihnen befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden 10000 Thaler zu entrichten. Die bestürzten Leute betheuerten ihr Unvermögen. Vergebens. Kaub drohte mit Erschießen. Dies wirkte. Alle Kassen des

Dorfes wurden bis zum letzten Heller geleert und 8000 Thaler zusammengebracht.

In acht Säcken, mit Kupfer und Silbermünzen angefüllt, trugen die Ortsvorstände die auferlegte Brandschatzung nach dem Schlosse.

Kaub saß mit einigen Offizieren in einer großen Stube. Die Herren karteten, rauchten und tranken. Der Obrist war guter Laune; denn er gewann.

„Bringt ihr das Geld, gute Leute," sagte Kaub, als die Männer mit den Säcken hereinkamen. „So ist's recht! Ihr spart mir durch euren guten Willen weitere Mühe und euch das Schlimmste. Wie gesagt," — und der Obrist legte die Karten weg, stand auf und trat vor die Leute, „der Krieg, welchen unser König zu eurem Heile und zum Wohle des Reiches unternommen hat, kostet viel Geld. Ihr seid billig genug, einzusehen, daß ihr von Gott und Rechtswegen auch an den Lasten tragen müßt. — Stellt nur die Säcke dort auf jenen Tisch."

Die Säcke standen in einer Reihe auf dem Tische. Sie enthielten die Thaler der Vermögenden, die Groschen der Armen, und die Heller der Aermsten.

„Ich werde das Geld zählen lassen und euch dann einen Schein ausstellen. Hoffentlich fehlt an den 10000 Thalern kein Pfennig."

„Herr Oberst,“ sagte ein alter Mann, durch einen Knix den gekrümmten Nacken noch tiefer beugend, „Sie werden verzeihen, — wir haben nur 8000 Thaler zusammenbringen können.“

Kaubs Gesicht wurde strenge und finster.

„Zehn tausend Thaler, keinen Pfennig weniger! Der Krieg kostet Geld. Der Krieg ist zu eurem Besten unternommen und ihr müßt den Krieg bezahlen. Also, — zehntausend Thaler, oder,“ — und der Oberst zog die Achseln in die Höhe und schnitt dazu ein sehr häßliches Gesicht, — „ich bin gezwungen, euch erschießen zu lassen.“

„Seien Sie doch barmherzig,“ sagte der alte Mann wieder. „Den letzten Heller haben wir hergegeben. Das Geld der Aermsten ist dabei, im ganzen Dorfe ist nichts mehr zu finden.“

„Zehn tausend Thaler oder Erschießen,“ unterbrach ihn der Offizier.

Die Männer senkten die Köpfe tief über die Brust herab. Sie wußten aus Erfahrung, daß es mit dem Erschießen ernst sei.

„Herr Oberst,“ sagte der alte Mann, „wenn Sie mich erschießen lassen, so liegt gerade nicht viel daran; denn ich muß doch bald sterben. Aber betrachten Sie diese zwölf Männer, — es sind Familienväter. Denke

Sie, zwölf Familien ohne Väter, — ohne Brod. Zwölf Familien, die weinen, weil ihre Männer und Väter todt geschossen wurden!"

„Alles überflüssig, Alter!" unterbrach ihn der Soldat. „Ihr wißt, was ihr zu thun habt. Ihr wißt, was euch bevorsteht, wenn ihr es nicht thut. Fertig!"

Und Kaub wandte ihnen den Rücken.

„Ich wollte nur sagen, Herr Oberst," begann der Greis abermals, „daß ich die noch fehlenden zwei tausend Thaler zahlen will."

Kaub wandte sich wieder um.

„Weil ich das gräßliche Elend voraussehe, darum will ich's bezahlen. Geld hab' ich zwar keines, aber doch Geldes Werth. Ich hab' einen kräftigen Sohn von zweiundzwanzig Jahren. Nehmen Sie den, Herr Oberst," — und Thränen rollten dem alten Manne über die verwelkten Wangen.

„So, — Er hat einen kräftigen Burschen?" rief Kaub. „Sehr gut! Der Kerl hat sich heute noch zu stellen. Ist er ein tüchtiger Lümmel, können wir ihn schon brauchen. Aber die zwei tausend Thaler sind damit nicht bezahlt. Nach dem Befehle unseres Königs, ist Euer Sohn an und für sich verpflichtet, zu den Fahnen zu stoßen. Heute noch will ich den Kerl sehen. Gefällt er mir, dann ist Er frei. Aus beson=

derer Gnade will ich annehmen, daß Er Alles geleistet hat, was Er leisten kann. Allein die Uebrigen müssen für die vollen zehn tausend Thaler mit ihrem Leben bürgen."

Die Härte des Offiziers und die Unmöglichkeit, dessen Forderung zu befriedigen, trieb die Männer in Verzweiflung. Ein hochgewachsener Bauer trat etwas ungestüm vor den Tisch, und heftete seinen Blick, worin ein eigenthümliches Feuer loderte, fest auf Kaub.

„Herr Oberst," begann er, „die Preußen haben uns Alles weggenommen. Unser Vieh ist geschlachtet, — unsere Lebensmittel sind aufgezehrt oder weggefahren, — wir haben nichts mehr zum Leben. Die Sachsen und Franzosen, welche nachrücken, und nichts finden, werden uns vollends ausziehen. Den letzten Heller haben wir Ihnen gebracht, — Sie haben Alles. Nehmt noch das Letzte, — unser Leben! Lassen Sie aber nicht blos uns todt schießen, sondern auch alle Männer, Weiber und Kinder. So wird's dann gut sein. — Sind wir alle todt, — dann lassen Sie das Dorf anzünden. Das verbrannte Dorf und die gemordeten Leute werden dann aller Drangsal los sein."

Diese Rede hatte der Bauer stoßweise vorgebracht, bald laut schreiend, bald leise flüsternd, wie geistesverwirrt. Kaub sah in die wahnsinnigen Züge des Man-

nes, und aus diesen Zügen sprach etwas, das ihn zwar nicht rührte, aber doch beunruhigte.

„Er ist ein Narr! Geh' Er," rief der Obrist mit abwehrender Handbewegung.

In diesem Augenblicke erschien General Polastron. Kaub stand überrascht auf und verließ mit dem Franzosen den Saal.

Der stolze Marschall von Frankreich, Graf Broglie, hatte in Polastron einen Mann zum unmittelbaren Befehlshaber jener fünf tausend Franzosen gesetzt, welcher fast ebenso hochfahrend war, wie Broglie selbst. Aufgebläht durch das Bewußtsein, jener großen Nation anzugehören, die seit dem dreißigjährigen Kriege Deutschland zum Tummelplatze ihrer Ränke machte, die jeden Augenblick ein Stück deutscher Erde wegriß, die jetzt im Begriffe stand, die schönen Rheinlande, sowie Oesterreichs niederländische Besitzungen sich anzuglieder, verachtete Polastron die Deutschen aufrichtig.

Der französische General konnte jedoch seine Verachtung begründen.

Polastron kannte die Verschwörung deutscher Fürsten gegen die deutsche Fürstin. Er sah die Sachsen, Bayern und Preußen deutsche Länder verwüsten. Er sah, wie Deutsche das Blut ihrer Brüder vergossen,

und Deutschlands Kaiser, Carl VII., sah er französischen Befehlen gehorchen. Er wußte, daß Carl VII. durch Frankreichs Geld, durch pariser Leckereien, durch französische Vorspiegelungen auf den Kaiserthron erhoben wurde. Dies Alles sah und wußte Polastron.

Hatte Polastron ein Recht, die Deutschen zu verachten?

Getragen von dieser Gesinnung, und aufgebracht durch die Erpressungen der Preußen, trat der General mit Kaub in ein Seitengemach.

„Herr Oberst," begann der Franzose, den Kopf in die Höhe werfend, „ich habe Sie wiederholt schriftlich ersuchen müssen, nicht wie ein verheerend Wetter vor uns her zu ziehen. Ihre Soldaten schwelgen im Ueberflusse, sie verderben Alles, was sie nicht genießen können. Wir finden wüste Dörfer, verzweifelte Menschen, aber nicht die geringsten Lebensmittel. So kann dies unmöglich fortgehen. Sie haben meine schriftlichen Vorstellungen nicht beachtet, darum sehe ich mich genöthigt, dieselben persönlich zu wiederholen."

„Ich habe Ihre Vorstellungen nicht beachten können, Herr General, weil mich allerhöchste Instruktionen zu diesem Verfahren verpflichten."

Polastron machte große Augen.

„Allerhöchste Instruktionen?" wiederholte er. „Das

ist mir unbegreiflich! Der Zweck unseres Einmarsches in Mähren ist, die Oesterreicher zur Räumung Bayerns zu zwingen. Dieser Zweck wird auch ohne diese unerhörten Brandschatzungen vollkommen erreicht."

„Ich habe meine Instruktionen, Herr General!"

„Kaum möglich," versetzte Polastron etwas gereizt. „Ein König wird solche Raubzüge niemals fordern."

Kaub zog seine Brieftasche hervor und überreichte dem General Friedrich's Befehl.

„Hier lesen und überzeugen Sie sich."

Dem Franzosen schoß während des Lesens eine dunkle Gluth in das Gesicht.

„Um Vergebung, Herr Oberst!" sagte er bitter. „Sie sind allerdings gerechtfertigt. Mit dieser Ordre in der Hand, kann ein Offizier thun, was er will. Und wenn er den Leuten die Haut vom Leibe zieht, um sie zu verwerthen, so ist auch das gerechtfertigt durch eine solche Instruktion."

„Die Ihren Beifall nicht verdient, wie es scheint," sagte Kaub, durch des Franzosen Bitterkeit verblüfft.

„Meinen Beifall?" rief Polastron höhnisch lachend. „Wie kann eine solche Kriegsführung den Beifall eines französischen Generals finden? Allein Ihr König hat seine Absichten, — jawohl, — seine Absichten."

„Und diese Absichten wären, Herr General?"

„O diese Absichten sind sehr klar, — diese Absichten sind handgreiflich," entgegnete Jener mit gesteigertem Hohne.

„Dürfte ich um Ihre Ansicht bitten?"

„Meine Ansicht? Beim Teufel, — jeder Schulknabe findet den offenbaren Sinn dieser königlichen Instruktion. Sehen Sie, Herr Oberst, den Verträgen gemäß fällt Mähren an Sachsen. Ihr König nun occupirt Mähren, um es auszusaugen. Allenthalben treibt er unerschwingliche Contributionen ein. Den letzten Cent zieht er aus den Säcken. Mährens flüssige Mittel wandern nach Berlin, — Mährens kriegstüchtige Burschen werden in das preußische Heer gesteckt, — Mährens evangelische Familien werden nach Preußen getrieben. Mähren ist zu Grunde gerichtet, verarmt. Und dieses ausgeplünderte Mähren wird Ihr König mit Vergnügen an Sachsen abtreten. — Da haben Sie die Absicht Ihres Königs."

Anstandshalber mußte der Obrist, von dessen Kriegesherrn so gesprochen wurde, seinen Unmuth oder wenigstens seine Mißbilligung zu erkennen geben. Kaub that dies auch; denn er zog die Brauen finster zusammen und machte den Versuch, einen grimmen Blick auf den General zu werfen. Aber dieser grimme Blick glitt von Polastron ab, wie ein leichter Gegenstand,

den man gegen einen festen Körper wirft. Des Obristen Blick hatte keinen Geist, keine Wahrheit, weil er nicht einer wirklichen Entrüstung entsprang. Dagegen schlug ein inneres frivoles Lachen in die Züge Kaubs.

„Ihre Ansicht scheint mir doch etwas zu hart," sagte er.

„Ich urtheile nach dem, was ich gesehen und jetzt gelesen habe," entgegnete Polastron. „Was mich aber empört, das ist die geringe Meinung Ihres Königs von den französischen Truppen. Nein, wir geben uns dazu nicht her, um den Rücken vorausziehender plündernder Corps zu decken. Ich werde unverweilt rapportiren."

Ohne den angebotenen Imbiß anzunehmen, verließ General Polastron im höchsten Unwillen das Schloß.

Nach einigen Tagen empfing der französische Gesandte Valori, der sich im Hauptquartiere Friedrich's befand, Polastrons Beschwerde. Valori erhob Vorstellungen bei dem Könige.

„Die Oesterreicher setzen sich in Bayern immer fester," sagte er. „Rücken Sie nicht unverzüglich gegen Wien vor, sind des Kaisers Erblande unrettbar verloren."

„Wir befinden uns auf dem Wege nach Wien," versetzte der König trocken.

„Wohl, Sire! Allein dieser Weg wird unbegreiflich langsam zurückgelegt."

„Einverstanden," entgegnete Friedrich. „Aber in Mähren will ich nach Belieben schalten, Geld, Pferde und Rekruten ohne Widerspruch wegnehmen [1])."

„Um Vergebung, Sire!" sprach der Gesandte in schneidendem Tone. „Ich wußte bisher nicht, daß Ihr Hauptgrund zur Besetzung Mährens darin liegt, Geld, Rekruten und Pferde wegzunehmen.

Valori berichtete ungesäumt an Broglie.

Der Marschall rief das französische Corps nach Böhmen zurück. Friedrich erhob Protest. Er fruchtete nichts; die Franzosen zogen ab.

Auch die Hunger leidenden Sachsen drohten, dem Beispiele der Franzosen zu folgen. Friedrich mußte etwas thun. Er gab Befehl, die gröbsten Gewaltthätigkeiten zu verhüten.

Der Schluß der königlichen Weisung lautete:

„Ihr sollt mit Methode verfahren. Ihr mögt das Huhn immerhin rupfen, aber so, daß es nicht schreit [2])."

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 153.

2) Daselbst S. 144. Denselben Befehl gab Friedrich dem

Dieser Schluß hob natürlich den Befehl, zur Vermeidung der gröbsten Gewaltthätigkeiten, wieder auf. Die Erpressungen blieben. Aber die Offiziere bemühten sich, „„mit Methode““ zu verfahren. Sie trugen Sorge, daß „„das Huhn nicht schreie,““ — daß der Aufschrei des Schmerzes und der Verzweiflung verstumme. Hiedurch wurden die Drangsale der unglücklichen Bewohner Mährens nur gesteigert.

„Von einem biblischen Heerführer heißt es, daß er seine Truppen fasten ließ, bevor sie in den Kampf zogen," sagte Boyer, als neuerdings Klagen der Sachsen einliefen. „Sie scheinen dasselbe Verfahren mit den Sachsen zu beobachten. Die armen Teufel leiden große Noth. Sie lassen fünfzehn tausend Mann fasten, um das Wohlgefallen Gottes für Ihre Campagne gegen Oesterreich zu erzwingen."

Der König lachte.

„Die guten Schlesier haben mich zu einem „„Judas Makkabäus““ canonisirt, weil ich dem „„lauteren Evangelium““ zu Hilfe kam. Ich habe nichts dagegen, wenn mich nun die Mähren zu einem „„Gideon““ stempeln oder zu einem „„Josua."" Die

---

Prinzen Leopold von Dessau, welchem der Auftrag geworden, Böhmen auszuplündern.

Hauptsache bleibt unser Interesse. Ich will den mährischen Brunnen auspumpen; — der reiche und glänzende August von Sachsen bedarf der mährischen Quellen ohnehin nicht."

„Die Sache ist komisch, Sire! die sächsischen Quellen reichten nicht mehr aus, zur Befriedigung des Golddurstes am Hofe zu Dresden. Da machte August zur rechten Zeit die reiche österreichische Erbschaft. Nun kommen Sie, und graben die Quellen ab. Das ist doch gar keine Manier!"

„Es ist allerdings mehr possierlich, als manierlich," sprach der Fürst. „August erhält das mährische Huhn, aber ohne Federn."

„Sie könnten übrigens dem Sachsen leicht helfen," sagte der Marquis, wobei das Lächeln der Laune um seinen Mund spielte. „Mit Ihrer Erlaubniß will ich das Mittel angeben."

„Ich denke, Boyer, ein Philosoph habe nicht nothwendig, den Philosophen zu bitten, etwas Gescheidtes sagen zu dürfen."

„Gut, Sire! Ihre Finanz-Brunnengräber sind eben in Schlesien fertig geworden. Leihen Sie dem Könige von Sachsen jene kundigen Leute, damit sie Mährens Goldadern ausnützen."

Der König legte die Hand auf einen Papierstoß, der vor ihm auf dem Tische aufgeschichtet war.

„Hier sind die Resultate der schlesischen Operationen, und es ist meine Pflicht, genaue Kenntniß von der Sache zu gewinnen. Viele Arbeit, Boyer, — viele Arbeit!"

Der Marquis verstand den Wink und zog sich zurück.

Friedrich begann sogleich die Arbeit. Er las alle Schriftstücke. Er machte auf ein neben ihm liegendes Papier Bemerkungen. Er rechnete und prüfte. So ging es fort, die ganze Nacht hindurch. Eine Schrift um die andere wanderte von der linken Seite nach der rechten. Zuletzt schrieb der Fürst einige ausführliche Ordres. Mit der letzten kam er nicht zu Ende. Die Natur forderte ihr Recht. Die Feder entglitt seiner Hand, er sank in den gepolsterten Lehnstuhl zurück und schlief. Vor ihm brannte die Lampe in den dämmernden Tag hinein. Die Riesenarbeit einer ganzen Nacht lag überwunden auf dem Tische, — in dem Stuhle ruhte der von Arbeit erschöpfte König: — ein schönes Bild eines Fürsten.

Friedrich II. verfolgte Plane, die vor dem Richterstuhle des Rechtes nicht bestehen können. Allein er verfolgte seine Ideen mit eisernem Fleiße, mit uner-

schütterlicher Ausdauer, — und das verdient Lob und Bewunderung.

„Die Festung ist gewonnen," sagte der König, auf den Papierstoß deutend, als ihn der Marquis am folgenden Tage besuchte. „Ihren Witz von Gestern bei Seite, Boyer, muß ich gestehen, daß die Finanz-Brunnengräber in Schlesien ihre Sache ausgezeichnet gemacht haben. Das Resultat übersteigt meine Erwartung. Die Einkünfte sind glänzend," — und er nahm die Miene eines strengen und genauen Rechners an. „In meine Kasse fließen vom jährlichen Ertrage der Rittergüter 28⅓ Procent, von dem Bauerneigenthum 34, — von den Besitzungen der geistlichen Stifte und Klöster 50 Procent[1]). Sind das nicht herrliche Erfolge?"

Zu des Königs Verwunderung zuckte Boyer zweifelnd die Achseln.

„Ihre Kasse mag gut dabei wegkommen, — Ihr Ruhm desto schlimmer."

„Wie verstehen Sie das?"

„Die Wahrheit ist zuweilen unangenehm, Sire, — aber ich muß meine Behauptung begründen. —

1) Mirabeau und Mauvillon: preußische Monarchie II. S. 268.

Durch diese finanzielle Operation haben Sie mit den schlesischen Grundeigenthümern getheilt. Im ganzen Lande sind Ihre Finanzpumpen aufgestellt, um regelmäßig ungefähr die Hälfte des jährlichen Ertrages in Ihre Kassen abzuleiten. So etwas ist noch nicht dagewesen. Die Nachwelt wird sich erlauben, darüber ein Urtheil zu fällen. Sogar die deutschen Eroberer des fünften Jahrhunderts werden in Schatten gestellt. Als jene barbarischen Völkerfürsten Spanien, Italien, Südgallien und Afrika eroberten, nahmen sie den überwundenen Romanen ein Dritttheil sämmtlichen Grundbesitzes weg. Sie sehen, die Forderung jener Eroberer war etwas geringer als die Ihrige. Noch mehr, — jene Heerführer begnügten sich mit einem Theile des Bodens; — Sie lassen den Schlesiern zwar den Boden, ziehen aber die Interessen in baarem Gelde ein, ohne die Arbeiter zu entschädigen."

„Wo wollen Sie denn eigentlich hinaus?" fragte der König etwas ungehalten.

„Ich wollte nur zeigen, daß unter dieser straffen Finanzoperation Ihr Ruhm leiden muß, — und ich weiß, daß Ihnen der Ruhm nicht gleichgültig ist, Sire."

„Meinen Dank, Boyer! Der Ruhm ist mir allerdings nicht gleichgültig, — klingende Realitäten sind

mir aber noch weniger gleichgültig. Mit dem Ruhme läßt sich kein Krieg führen. Meine Soldaten stehen noch lange nicht auf jener Höhe, daß sie den Ruhm für baare Münze hinnehmen. — Lassen Sie uns also die mährischen Hühner rupfen und mit deren Federn unsere Soldaten schmücken. — Was schließlich den Ruhm anbelangt," fügte er schmeichelnd bei, „so wird den meinigen Ihr Genie vor der Nachwelt glänzen lassen."

Die Vergeltung.

Mähren war ausgeplündert. Friedrich stand an der March und warf sehnsüchtige Blicke nach Ungarn und Niederösterreich. Er sah im Geiste die reichen Kirchen und Klöster dieser katholischen Länder, und schüttelte unmuthig den Kopf über die Thorheit, solche Reichthümer todten Händen zu überlassen. Die Versuchung war zu groß. Friedrich beschloß, wenigstens einen Theil des Mammons jenen todten Händen zu entreißen.

Fünftausend Mann rückten auf des Königs Befehl in Niederösterreich ein. Die Cabinetsordre lautete diesmal etwas kürzer und bestimmter an die Offiziere.

„Unter Androhung des Galgens, des Erschießens und augenblicklicher Zerstörung ganzer Ortschaften, habt Ihr Geld, Pferde und Rekruten einzutreiben [1].“

---

1) Gfrörer, Gesch. d. XVIII. Jahrh. B. III. S. 154.

Die bestürzten Oesterreicher gaben mit vollen Händen; denn sie wollten weder gehängt, noch erschossen sein.

Wien zitterte. Ziethens Husaren streiften bereits bis Stockerau, vier Meilen von Wien. Maria Theresia schickte Eilboten an Khevenhüller. Sie verlangte eiligst Mannschaft aus Bayern, zum Schutze der bedrohten Hauptstadt. Es kamen vier Regimenter Fußvolk, dreitausend Croaten, Boskay's Rothmäntel und Trenks Panduren.

Friedrich erwartete den Feind nicht.

„Unser Zweck ist erreicht," sagte er. „Die schöne Königin hat ihre Truppen theilweise aus Bayern zurückgezogen. Der arme Kaiser hat Luft; die mährischen Hühner sind gerupft; sogar den Oesterreichern haben wir in die Säcke gegriffen. Mähren vermag kaum noch für vierzehn Tage Lebensmittel zu liefern. Es ist Zeit, an den Rückzug zu denken."

Der Rückzug begann, und zwar ein höchst gefährlicher Rückzug.

Eine fortlaufende Kette von Hindernissen stellte sich den Preußen entgegen. Bei jedem Schritte fielen Ungarn, Rothmäntel und Panduren über sie her. Jeder Soldat, der zurück blieb oder von dem Regimente sich trennte, war verloren. Wie Todesschatten

folgten die schnellen und verwegenen Reiter dem preußischen Heere.

Besonders gefährlich wurden die zum Aeußersten gebrachten mährischen Bauern. Diese ausgeraubten und in Verzweiflung getriebenen Leute rotteten sich zusammen. Sie trugen Sensen, Gabeln, Aexte und andere ländliche Werkzeuge. Aber die höchste Erbitterung stählte ihre Arme, und die Wuth machte sie hungrigen Wölfen ähnlich, die unausgesetzt Friedrich's Colonnen umschwärmten und Alles tödteten, was in den Bereich ihrer Gewalt kam.

Tag und Nacht mußten die Preußen unter den Waffen ausharren. Kamen sie in ein Dorf, um dort Nachtquartier zu nehmen, so fanden sie es verödet. Nach des Königs Befehl, mußten sogleich alle Zugänge durch in einander geschobene Wagen versperrt werden. Hinter diesen Barrikaden wurden die Nachtposten aufgestellt. In den Häusern mußten Lichter brennen, die ganze Nacht hindurch. Gewehre und Patrontaschen mußten mit besonderer Sorgfalt aufgehängt werden, so daß sie jeder Soldat, beim plötzlichen Ueberfalle, sogleich greifen konnte. Kurz, — Friedrich entwickelte jetzt ebenso große Vorsicht zur Sicherung des Heeres, wie er vorher mit Berechnung und Geschick das unglückliche Land auszusaugen verstanden hatte.

Trenk und Boskay lagen mit ihren Leuten in einem herrschaftlichen Gute. Die Oekonomie-Gebäude, die Ställe, das herrschaftliche Haus waren mit Panduren und Rothmänteln angefüllt.

Eine stürmische Märznacht war angebrochen. Die beiden Führer hatten sich in das beste Zimmer zurück gezogen, dessen schöne Möbel sie erbrochen und ausgeraubt gefunden.

Der riesige Panduren-Oberst lag am Boden hingestreckt, und schlief auf einem Bündel Stroh. Boskay saß auf einem Stuhle. Er sah gedankenvoll in das qualmende Oellicht, das einige Schritte vor ihm auf dem Tische stand.

Die Ungarn mochten größtentheils zur Ruhe sich niedergelegt haben; denn selten hörte man in den weitläufigen Gebäulichkeiten den Laut einer Stimme, oder klirrende Sporntritte.

Plötzlich wurde der sinnende Magnat durch ein Geräusch aufgeschreckt. Das Geräusch glich dem Springen einer Stahlfeder. Er blickte bei Seite, und vor ihm stand ein stattlicher Mann von vornehmer Haltung. Der Unbekannte trat an den Tisch, so daß die Lichtstrahlen seine Züge beleuchteten. Boskay staunte. Es war derselbe Unbekannte, der ihm zu Wien warnend gegenüber getreten und damals sein

Nachdenken erregt hatte. Das männlich schöne Angesicht des Fremden trug das Gepräge tiefer Trauer, und seine dunklen Augen ruhten einige Sekunden fest auf dem erstaunten Obristen.

„Auf, meine Herren!“ sprach er nachdrucksvoll. „Auf, — zu den Waffen!“

Trenk schnellte aus dem Schlafe empor, und betrachtete in sitzender Haltung und mit weit aufgerissenen Augen den Unbekannten.

„Zweihundert Preußen liegen in dem Dorfe, kaum eine Stunde von hier, in Quartier,“ fuhr er fort. „Ich habe den Untergang dieser Räuber beschlossen und bedarf Ihrer Hilfe. Sind die Herren dazu bereit?“

„Das versteht sich,“ rief Trenk, indem er rasch aufsprang und nach dem Säbel griff.

„Nur langsam, Herr Obrist, — Vorsicht thut Noth,“ sagte der Fremde. „Alle Maßregeln sind getroffen. Dreihundert bewaffnete Bauern stehen zwischen hier und dem Dorfe. Die Preußen sind auf ihrer Hut. Sie haben alle Zugänge des Dorfes verrammelt und starke Wachtposten ausgestellt. Mein Rath geht dahin, daß Sie einen Theil Ihrer Leute absitzen und mit den Bauern sich vereinigen lassen. Die übrigen Reiter umschwärmen den Ort, damit Keiner jener Elenden

entkomme. Alles übrige sei Ihrer Klugheit überlassen. Bei den Bauern treffen wir uns. — Eilen Sie!"

Nach diesen hastigen Worten verließ er rasch das Zimmer.

„Ja, — aber, — halt!" rief Trenk, dem Fremden nacheilend.

Der Pandur riß die Thüre weit auf. Ein finsterer Gang lag vor ihm. Trenk lauschte. Kein Tritt wurde hörbar.

„Das ist doch seltsam! brummte er. Da wittere ich Hinterhalt und Verrath."

„Nur keine Besorgniß deßhalb," sagte Boskay, welcher den Säbel umgeschnallt und jetzt nach dem Mantel griff. „Ich kenne den Mann und nehme alle Verantwortung auf mich."

„Sie kennen ihn? Wer ist's denn?"

„Verlieren wir keine Zeit mit Erläuterungen! Ist die Arbeit gethan, stehe ich zu Diensten, Trenk. Jetzt vorwärts!"

Eine halbe Stunde später ritt Boskay an der Spitze seiner Rothmäntel nach dem Dorfe hin. Dicht neben ihm ritt Matthias, dessen Augen in der Nacht leuchteten, wie die Augen eines Panthers, der auf Beute auszieht. Trenks Panduren hatten, dem Rathe

des Fremden gemäß, die Pferde zurückgelassen, und marschirten in aller Stille den Reitern zur Seite.

In geringer Entfernung von dem Schlosse stießen sie auf die Bauern. Nach kurzer Berathung zwischen dem Obristen und dem Unbekannten, theilten sich die Bauern in vier gleiche Schaaren. An die Spitze jeder Schaar trat ein Haufe Panduren.

„Meine Herren," sprach der Fremde, „erlauben Sie mir, das Losungswort auszugeben. Es sei: Maria Theresia."

Flüsternd lief die Losung durch die Reihen, und leise, wie nächtliche Schatten, setzten sich diese in Bewegung.

„Graf Boskay!" sprach der Fremde, den Magnaten zurückhaltend, welcher eben in den Sattel springen wollte. „Für jene harten Worte zu Wien bin ich Ihnen Genugthuung schuldig. Ich nehme Alles zurück. Ihre Treue und seltene Thätigkeit für unsere unglückliche Königin, haben meinen Argwohn tief beschämt. Auf Wiedersehen. Gott sei mit Ihnen!"

Er drückte dem Grafen warm die Hand und trat in die Dunkelheit zurück. Boskay sah die Umrisse eines Pferdes, welches der Unbekannte bestieg. So sehr es ihn drängte, einiges Licht über den räthselhaften Fremden zu erhalten, so gestatteten dies die

Umstände doch nicht. In der Meinung, nach dem bevorstehenden Kampfe ihm zu begegnen, schwang er sich in den Sattel und ritt an der Spitze seiner Schaar dem Dorfe entgegen.

Mitternacht war vorüber. Die Preußen hatten die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln pünktlich vollzogen. In allen Häusern brannten Lichter. Starke Wachtposten waren ausgestellt. Die Soldaten, durch einen anstrengenden Marsch ermüdet, lagen in tiefem Schlafe. Nur hie und da hörte man aus wenigen Häusern lautes Reden.

Oberst Kaub, ein leidenschaftlicher Kartenspieler, saß mit einigen Offizieren um einen Tisch beim Spiele. Der Oberst war sehr aufgelegt; denn er hatte fabelhaftes Glück. Neben ihm lag ein Häuflein Gold und Silber, das mit jedem Spiele anschwoll.

„Du hast heute wieder verfluchtes Glück, Kaub," sagte Major Geyer, mit verdrießlicher Miene seinen Verlust dem Gewinnenden hinschiebend. „Fünfzig Thaler habe ich diesen Abend an Dich verloren. Geht es so fort, machst Du mich bankrott."

Ein verschmitztes Lächeln spielte um Kaubs Mund.

„Du darfst fünfzigmal fünfzig Thaler verlieren," sagte er, ohne bankrott zu werden. „Es gibt zwar nichts mehr zu rupfen in Mähren, — die Hühner

sind aller Federn ledig. Aber ich denke, Du wirst verständig genug gewesen sein, und nicht verschmäht haben, herumfliegende Federn einzustecken."

Man lachte; denn nicht alle Summen flossen in des Königs Kasse.

Es fiel ein Schuß in der Ferne.

Die Offiziere hörten es nicht. Das schallende Gelächter verschlang das mahnende Zeichen nahender Gefahr.

Abermals fiel ein Schuß, dann wieder einer, jetzt viele von verschiedenen Seiten.

„Was ist das?" stießen Alle hervor.

„Bei Gott, wir sind angegriffen!" rief Geyer, als die Flintenschüsse ununterbrochen krachten und Getöse den Ort erfüllte.

Alle sprangen empor und griffen zu den Degen.

Es stürmte durch den Hausgang, die Stubenthüre flog auf und der riesige Panduren-Oberst, den blanken Säbel in der Faust, trat über die Schwelle.

„Ah, meine Herren, noch munter und lustig bei Spiel und Krug, — wie ich sehe! Ergeben sie sich, — nur keine weitere Mühe, sie ist vergeblich," — und er deutete auf den nachdrängenden Schwarm.

Die überraschten Preußen standen eine Sekunde unbeweglich. Sie sahen die Panduren mit den krummen

Säbeln im Munde und den schußfertigen Pistolen in den Händen. Sie sahen die ländlichen Waffen der Bauern, und die wüthenden Blicke ihrer Träger.

Die Lage war verzweifelt.

„Vorwärts, meine Herren!“ wiederholte Trenk. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wählen Sie augenblicklich zwischen Tod oder Gefangenschaft.“

Kaum war das letzte Wort gesprochen, als ein Schuß fiel. Kaub, mitten durch die Brust geschossen, stürzte zusammen.

Ein wildes, blutdürstiges Geschrei ausstoßend, fielen die Bauern über die Offiziere her. Diese vertheidigten sich mannhaft. Aber die sicheren Schüsse der ehemaligen Räuber der Karpathen streckten rasch die Angegriffenen nieder. In wenigen Augenblicken war die blutige Arbeit gethan.

Den wüthenden Bauern genügte dies aber nicht. Gräßliche Flüche ausstoßend, durchstachen und zerhackten sie die zuckenden Leichname. Sogar die Panduren sahen mit Ekel auf das blutige Schauspiel.

„Da seht her,“ rief ein Bauer, auf Kaub's Leichnam deutend. „Das ist der Hauptschinder! Der hat uns ausgeplündert, — der hat unsere Buben gestohlen, — der hat uns erschießen und hängen lassen,“

— und bei jedem Ausrufe zerschmetterte seine Axt das Haupt des Todten.

„Halt, — jetzt ist's genug!“ donnerte Trenk. „Beim Teufel, ihr gleicht eher wüthenden Bestien, als Menschen. — Kameraden, tretet zurück!“ befahl er den Panduren. „Kommt her, Bauern! Dort liegt ein schönes Sümmchen; es ist euch geraubt worden. Theilt es unter einander.“

Die Bauern fielen über das Geld her.

„Jetzt vorwärts!“ befahl der Pandurenoberst.

Der Haufen stürmte hinaus.

Die Lichter auf dem Spieltische brannten fort, sie beleuchteten das am Boden strömende Blut und die verstümmelten Leichname. — Draußen krachten die Schüsse noch einige Zeit. Man hörte wildes Getümmel und Geschrei. Dann wurde es ruhig. Die Preußen waren nach kurzer Gegenwehr niedergemacht, Viele schlaftrunken in den Häusern überfallen worden. Nur Wenige entkamen, um die Schreckenskunde dem nächsten Corps zu überbringen.

So ging es fort. Unausgesetzt angefallen, wichen die Preußen zurück. Friedrich erlitt schwere Verluste und mußte den Grimm, der durch unerhörte Gewaltthätigkeiten zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung, bitter empfinden. Immer zahlreicher schwollen die

Feinde an; denn die Ungarn setzten in dichten Schaaren über die March. Sogar Olmütz mußte der König aufgeben, und verlor auf dem Marsche nach Troppau sechzig Geschütze und sechshundert Wagen.

Ebenso schlimm erging es den Sachsen. In Folge der grenzenlosen Treulosigkeit Friedrichs, hatten sie sich von ihm getrennt und den Rückzug angetreten. Von den fünfzehn Tausend, welche in Mähren eingefallen waren, sahen nur sieben Tausend, halb verhungert und völlig entkräftet, die Heimath wieder.

Czaslau.

In Böhmen angelangt, zog Friedrich das Heer an sich, welches unter dem Commando des alten Fürsten Leopold von Dessau in Schlesien stand. Abermals gebot er über bedeutende Streitkräfte, entschlossen, die nachrückenden Oesterreicher zu erwarten.

Prinz Carl von Lothringen, Maria Theresia's Schwager, befehligte die österreichischen Truppen. Der Prinz ordnete die mährischen Verhältnisse und folgte den Preußen nach Böhmen.

Weiteres Blutvergießen stand bevor. Die Engländer drängten Maria Theresia unabläßig zum Frieden mit dem Könige von Preußen. Die Tochter Carls VI. gab den Vorstellungen des englischen Hofes nach. Sie beauftragte Lord Hyndford, dem Könige Oberschlesien und die Grafschaft Glatz anzubieten, unter der Bedingung, den Franzosen den Krieg zu erklären, seine Truppen mit den österreichischen zu

vereinigen, und den Reichsfeind aus Deutschland hinauszuwerfen.

Kaum hörte der alte Fürst Leopold von diesen Anträgen, als er zum König eilte.

Dessau's Ansichten waren unveränderlich dieselben geblieben. Er betrachtete den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich als eine unnatürliche Fehde, als einen Bruderkrieg. In der Verbindung Preußens mit Frankreich, zur Vernichtung Oesterreichs, sah er einen Reichsverrath, eine That ewiger Schmach für das Haus Brandenburg. Fürst Leopold machte aus seinen Ansichten kein Hehl. Bei jeder schicklichen Gelegenheit redete er dem Könige in das Gewissen. Friedrich bedauerte die Engherzigkeit des alten Mannes, und begriff nicht, wie ein so tüchtiger General ein so schlechter Politiker sein könne.

Leopold traf den König bei einer Karte Böhmens, die er studirte.

„Mein Herr und Gebieter," sagte Dessau, „ich kann es mir nicht versagen, Sie wegen der prächtigen Geschenke zu beglückwünschen, die Maria Theresia Ihnen entgegenbringt."

Friedrich hatte den Fürsten verwundert angesehen. Jetzt begriff er den Sinn seiner Worte und sah auf die Karte nieder.

„Ah, ich verstehe! Habe längst schon bemerkt," sagte er gleichgültig, „daß Politik Ihre stärkste Seite nicht ist."

„Sie haben Recht, Majestät! Aber ein Junge von sechs Jahren sieht ein, daß es klüger ist, ein Land geschenkt zu nehmen, als es durch großes Blutvergießen zu gewinnen."

„Und ein Mann von Ihren Jahren sollte weniger unbefangen sein! Merken Sie denn nicht die Arglist der Großherzogin von Toskana?" rief der König erregt. „Meine Truppen soll ich dazu hergeben, die Franzosen zu schlagen, um dann hintendrein von den Oesterreichern überwältigt zu werden? Wie plump, wie albern!"

„Ich halte Maria Theresia eines Vertragsbruches unfähig," sagte Dessau. „Und Sie, Majestät, haben nicht einen einzigen Beweis gegen meine Behauptung."

Der Gedanke an die eigene Treulosigkeit machte Friedrich etwas verlegen. Sogleich aber gerieth er in leidenschaftliche Aufregung.

„Die Großherzogin von Toskana wird mir niemals verzeihen! Sie ist ein Weib, und Weiber sind maßlos in der Rache. Der gegenwärtige Friedensantrag ist weiter nichts, als ein Attentat auf meine sichere Stellung, — ein Kunstgriff, von den Alliirten

mich zu trennen, — eine Schlinge, um den gekirrten Thoren zu fangen. Es ist empörend, daß die Erkönigin mich für so dumm hält! Aber ich werde mich rächen," rief er aufspringend. „Ihr Friedensantrag, der auf meinen Untergang berechnet ist, soll mich nur enger mit Frankreich verbinden."

Fürst Leopold ließ den Sturm austoben.

Friedrich wurde nach einigen Gängen durch das Zimmer, und nachdem er seinen Grimm ausgeschüttet, ruhiger.

„Wenn Maria Theresia sich des Andranges ihrer Feinde zu erwehren sucht," sagte Dessau, „so finde ich dies ganz natürlich und hierin durchaus keinen Grund zur Rache. Offen gestanden, Majestät, sind nach meiner vollsten Ueberzeugung nicht Sie der Beleidigte, sondern Maria Theresia. Nicht die Tochter Carls VI. hat den Krieg begonnen, — nicht Maria Theresia hat ein Stück von Preußen weggerissen, und in Verbindung mit Frankreich Preußens Untergang beschlossen. — Man muß die Thatsachen festhalten, um die Klarheit seines Urtheils zu bewahren."

Des Königs Augen blitzten neuerdings auf. Er sah den Sprecher fast drohend an. Aber Dessau's männlicher Freimuth und die Wahrheit seiner Bemerkungen imponirten dem Monarchen.

„Wie gesagt,“ fuhr Leopold fort, „Oesterreich hat den Kampf nicht begonnen. Sie kennen meine Ansichten über diesen unglückseligen Krieg.“

Friedrich wollte auffahren. Er dachte an den Sieger bei Mollwitz, und schwieg.

„Meine Befürchtungen sind theilweise schon eingetroffen. Deutschlands Erbfeind steht im Lande. Schrecken und Verwirrung erfüllt die Gemüther, — Preußen ist bei allen Patrioten verhaßt.“ 1866! —

„Das ist nicht wahr!“ stieß der König hervor.

„Ich habe dennoch die Genugthuung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, — ja, Preußen ist verhaßt! Man mißtraut ihm, man fürchtet seine Eroberungssucht. Philosophen und Literaten haben zwar durch allerlei Kniffe die Sache verdreht, aber das wird nicht lange währen. Sie wurden in Schlesien als Wiederhersteller des „„lauteren Wortes Gottes,““ als Befreier von „„papistischem Zwange““ begrüßt. Hören Sie nur heute die Schlesier! Alles wünscht Oesterreichs milde Herrschaft zurück, und ist uns heute das Kriegsglück ungünstig, dann ist morgen Alles verloren.“

1866

„Schon wieder die alten Lamentationen!“ rief der Monarch voll Unwillen. „Schweigen Sie, — ich will nichts davon hören. Ich greife Ihren veralteten Patriotismus nicht an, — lassen Sie mir den meinigen,

und dieser ist — die nation prussienne. Ja, Preußen ist Deutschland. Alles übrige Deutschthum ist leeres Gefasel. Alle Gefühlspolitik, alle deutsche Schwärmerei ist mir verhaßt. Hierdurch wird Preußen nicht groß und mächtig. Indessen," setzte er in herabgestimmtem Tone bei, „es wäre überflüssig, Ihnen meine Grundsätze zu predigen."

„In der That, Majestät, Grundsätze dieser Art übersteigen meine Begriffe von Vaterlandsliebe," sagte Dessau, in seinem Innersten empört. „Aber das begreife ich klar, daß eine tiefe Kluft Deutschland spalten muß, daß Argwohn und Mißtrauen nicht sterben, wenn in Preußen solche Grundsätze erblich werden."

„Fürst von Dessau," rief der König hitzig, „jedes Wort in dieser Sache ist Ihnen entzogen."

„Ich gehorche, Majestät! Meine Greisenkräfte habe ich Ihrem Dienste geweiht. Erlauben Sie mir, nur zu sagen, daß dieser Dienst gegen meine Ueberzeugung mir das schmerzlichste Opfer auferlegt. Darum bitte ich wiederholt und dringend um Entlassung."

„Abgeschlagen! Den besten General heimschicken, während Preußen im Kriege ist? Dies verlangen Sie von mir? Nein, mein lieber Fürst von Dessau, Ihr König ist einer solchen Thorheit unfähig. Ich

allein trage die Verantwortung für meine Politik, und Ihre Kriegskunst schlägt den Feind, welcher dieser Politik widerstrebt."

Noch an demselben Tage schrieb Friedrich dem englischen Gesandten, daß von Vermittlung nicht weiter die Rede sein könne.

Carl von Lothringen rückte vor. Durch seine Kundschafter falsch berichtet, glaubte er, die Preußen ständen bei Czaslau. Er beschloß, den Feind zu überraschen.

Am sechszehnten Mai, Abends zwischen acht und neun Uhr, brach er auf. Das schwere Geschütz, das Gepäck, Alles wurde zurückgelassen, was den Eilmarsch hindern könnte. Nicht einmal die Marketenderinnen durften mitziehen. Die Oesterreicher marschirten die ganze Nacht und zwar so geräuschlos und schnell, daß die Preußen nicht die mindeste Nachricht vom Anzuge des Feindes erhielten. Der Prinz hatte bei Todesstrafe jeden Trompetenstoß, jeden lauten Zuruf verboten. Man hörte nur den Fußtritt der Männer, den Hufschlag der Pferde und das Klirren der Waffen. Allein der Weg dehnte sich. Es gab viele Hohlwege zu überwinden und manche Hindernisse der Straße. Um vier Uhr Morgens erreichten die Oesterreicher Czaslau; der Feind war nicht da. Ohne Rast eilten

sie weiter nach Chotusitz, wo sie um sieben Uhr erschöpft anlangten.

Die überraschten Preußen stellten sich in Schlachtordnung. Friedrich führte achtundachtzig Geschütze in den Kampf, Prinz Carl nur vierzig leichte Kanonen. Die Basis des Operationsplanes der Preußen war Chotusitz. Der Herzog von Lothringen befahl, Chotusitz zu erstürmen. Mit Ungestüm griffen die Oesterreicher an, trieben die Preußen zurück und steckten Chotusitz in Brand. Auf allen Linien begann der Kampf. Der Geschützdonner brauste über die Landschaft und mit ihm vermischte sich das Kampfgeschrei der Regimenter, das Wirbeln der Trommeln und der dröhnende Hufschlag anstürmender Reiter. Die Preußen stritten wacker, allein sie vermochten es nicht, dem Ungestüm der Oesterreicher zu widerstehen. Allenthalben wichen sie zurück, und als jetzt das Schlachtgeschrei der Ungarn im Rücken ihrer Stellung erscholl, entstand namenlose Verwirrung.

Friedrich gewahrte mit Entsetzen das Zurückweichen der Seinen. Alle Kräfte spannte er an, Ruhe und Fassung zu bewahren; denn alle Schrecken von Mollwitz kamen über ihn. Das Fernglas in der Hand, übersah er von einem Hügel herab das Schlachtfeld. Im Hintergrunde das brennende Chotusitz, dessen

Lohe gegen Himmel wirbelte; auf der Ebene ein namenloses Gewirre daherstürmender Reiterschaaren, angreifender und fliehender Regimenter, Geschützdonner, hinsinkende Reihen, Siegesgeschrei und Flucht. Immer näher kam das blutige Gewoge Friedrichs Standpunkt. Bereits flogen Kugeln zischend um sein Haupt, hie und da sanken Offiziere seiner Umgebung getroffen nieder. Der König hatte seine Umgebung vergessen, er blickte unabläßig gegen Norden. Er sah die Oesterreicher plündernd über das Gepäck herfallen. Der Monarch gab Befehle, und während er sie gab, blitzte sein Auge, und das Feldherrngenie verklärte seine Züge. Die Adjutanten sprengten nach allen Richtungen davon. Die Geschütze schwiegen, die Preußen wichen allenthalben nach einer Anhöhe zurück.

Unterdessen fielen die Oesterreicher immer massenhafter über das Gepäck her. Vergebens bemühten sich die Offiziere, ihre Leute vom Plündern abzuhalten und zur Verfolgung des Feindes zu nöthigen. Die Leute zeigten keine Lust, einem Feinde nachzusetzen, den sie vollständig geschlagen wähnten. Sie sahen es nicht, wie die Preußen sich wieder sammelten und aufstellten, wie die ganze feindliche Artillerie eine das Schlachtfeld beherrschende Anhöhe besetzte. Aber jetzt begannen die Kanonen einen Hagel von Kugeln

über die Oesterreicher auszuschütten. Die Plünderer wichen zurück, die Preußen griffen an und neuerdings begann die Schlacht. Unausgesetzt von den Geschossen der achtundachtzig Feuerschlünde überschüttet, begannen die Oesterreicher zu wanken. Prinz Carl gab das Zeichen zum Rückzuge. Unbelästigt vom Feinde, ging er bis Czaslau, wo er eine feste Stellung einnahm.

Die Schlacht wüthete vier Stunden. Dreitausend Oesterreicher und viertausend Preußen bedeckten den Kampfplatz.

„Ganz dieselbe Geschichte, wie bei Mollwitz," sagte Friedrich. „Die Oesterreicher schlagen sich ausgezeichnet, ihre Reiterei verdient Bewunderung, — aber sie vergessen über der Beute den Feind, und das ist ihre Achillesferse."

Des Königs Stimmung war ausgezeichnet, als er in sein Quartier zurückkehrte. Er sah die Folgen des Tages voraus und fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen.

„Weißt Du auch, Freund Boyer," sagte der König am folgenden Tage, „daß gestern Preußens schmaler Leib um ein Drittel angeschwollen ist? Ja, gestern habe ich ganz Schlesien erobert, — dieses herrliche Land mit siebenhundert Quadratmeilen, — mit hun-

dertfünfzig Städten, mit dreitausend Dörfern, — mit drei Millionen Thalern Einkünften."

„Ich bezweifle diesen glänzenden Erfolg," sagte der Marquis. „Prinz Carl steht nicht überwunden uns gegenüber. Das Treffen von gestern war im Grunde kein Sieg, sondern nur ein Zurückweichen des Feindes aus dem Bereiche Ihrer Kanonen."

Der König lächelte.

„Dennoch ist meine Behauptung richtig! Das Treffen ist in militärischer Beziehung kein vollständiger Sieg, — der politische Sieg wird um so befriedigender sein. Man muß die Umstände klug benützen."

„Ich werde mit Vergnügen Ihren politischen Scharfsinn glorificiren, Sire!"

„Obwohl die Politik eine ziemlich gemeine Sache ist, wenigstens in gegenwärtigem Falle. Das Beste an meiner Politik ist die Freiheit des Handelns, ohne mich durch Gewissensscrupel und durch Engherzigkeiten christlicher Grundsätze einschränken zu lassen. — Aber ich bin Ihnen den Beweis für meine vorige Behauptung schuldig! Hier haben Sie ihn: — Prinz Carl wird die Franzosen angreifen. Ich gebe mir den Anschein, die Franzosen unterstützen zu wollen, knüpfe aber zugleich Unterhandlungen mit Maria Theresia an. Der Preis des Friedens ist ganz Schlesien. Will

die Großherzogin nicht erdrückt werden, muß sie meine Bedingungen annehmen."

„Und die Franzosen?"

„Mögen sehen, wie sie mit den Oesterreichern fertig werden."

„Sie scheiden aus dem Bunde?"

„Was denken Sie? Unser Programm bleibt — Oesterreichs Theilung. Für den Augenblick nehme ich Schlesien und schließe Frieden, — betrachte aber mein Verhältniß zu Frankreich keineswegs für aufgelöst. Mittlerweile mag die Großherzogin ihr Glück an den Franzosen versuchen. Der Gewinn bleibt mir. Denn je länger der Krieg dauert, desto mehr müssen sich die Hilfsmittel Oesterreichs erschöpfen, und je länger dagegen Preußen Frieden genießt, desto besser ist es im Stande, seine Kräfte zu stärken [1])."

„Ah, ich verstehe!" sagte der Marquis. „Haben Oesterreicher und Franzosen sich gegenseitig aufgerieben, dann treten Sie mit ungeschwächter Kraft hervor, und führen den letzten Schlag in Ihrem Interesse."

„Sie haben die Sache ganz vernünftig aufgefaßt, Boyer!"

Des Königs Berechnung traf ein. Maria Theresia wurde zum Frieden gezwungen.

1) Friedrich in seinem Werke: Hist. de mon temps. Cap. VII.

Am fünfzehnten Juni gab Friedrich im Lager bei Kuttenberg seinen Offizieren ein Gastmahl. Der Monarch war in der heitersten Stimmung. Er sprach viel und die Adern seines Witzes sprudelten unablässig. Gegen Ende des Mahles erhob er sich.

„Ich habe den Herren mitzutheilen," sagte er, „daß ich den Frieden angenommen, welchen Maria Theresia mir anbot. Indem ich dieses that, folgte ich dem Drange meines Herzens; denn es ist nie meine Absicht gewesen, Oesterreich zu Grunde zu richten. Nur mit Widerstreben zog ich das Schwert gegen das Haus Habsburg, zur Eroberung der Rechte Preußens auf Schlesien, die man nicht anerkennen wollte [1])."

Fürst Leopold von Dessau sah den Sprecher verwundert an, und die Wangen des biederen alten Mannes rötheten sich.

„Ihrem Muthe und Ihrer Tapferkeit," fuhr der König fort, „haben wir nächst Gott, dem Lenker der Schlachten, diesen glänzenden Erfolg zu danken. Denn die Königin von Ungarn tritt, für sich und ihre Nachfolger, mit allen Hoheitsrechten das niedere und das obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land jenseits des Oppaflusses und des hohen Gebir-

1) Gfrörer, Bd. III. S. 167 ff.

ges, sowie auch die Grafschaft Glatz an mich und meine Nachfolger ab. — Dies, meine Herren, ist in wenigen Worten der Inhalt des Friedensvertrages, — dies sind die Früchte Ihrer Ausdauer und Ihres Muthes. Sie haben sich mit Ruhm bedeckt, und Ihnen bleibt die süße Genugthuung, Preußens gutes Recht erobert zu haben. — Schließlich folge ich abermals dem Drange meines Herzens, indem ich Sie, meine Herren, ersuche, in ein dreifaches Hoch für Maria Theresia mit mir einzustimmen."

Die Gläser klirrten und Hochrufe erschallten.

Boyer schwieg. Vielleicht kam er nicht zu dem Hochrufen, in Folge seiner Bewunderung über die Meisterschaft des königlichen Freundes in der Heuchelei und Verstellungskunst.

Ganz andere Eindrücke brachten der Frieden und Schlesiens Verlust zu Wien hervor. Der Hof trauerte. Maria Theresia war untröstlich. In ihre Gemächer eingeschlossen, vergoß sie Ströme von Thränen.

Mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit hatte sie den Kampf mit Oesterreichs zahlreichen und mächtigen Feinden aufgenommen und geführt, dazu in einer Zeit, wo die Finanzen erschöpft, das Heerwesen zerrüttet, die Staatslenker kaum nennenswerthe Kräfte waren.

Sie allein besaß unter allen Reichsfürsten ein lebendiges Gefühl für deutsche Ehre, — sie allein war Deutschlands Hort in einer Zeit der tiefsten Schmach und Erniedrigung. Und wenn es ihr nicht gelang, ohne schweren Verlust aus diesem ruhmreichen Kampfe hervorzugehen, so verschuldete dies Friedrichs Treulosigkeit und Tücke.

Gleich nach dem Friedensschlusse schrieb der englische Gesandte Robinson an seinen Hof:

„Der Schmerz der Königin von Ungarn ist unbeschreiblich! Alle Uebel scheinen ihr gering im Vergleich mit dem Verluste Schlesiens. Wenn sie einen Schlesier sieht, verstummt die Monarchin in ihr, und nur das Weib fühlt und bricht in Thränen aus [1]."

---

1) Stenzel VI. 198.